

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 36.

Freitag den 3. May.

1816.

O e k o n o m i e.

Bemerkungen und Notizen über verschiedene Gegenstände der Landwirthschaft. Gesammelt auf ökonomischen Reisen in einigen Gegenden Deutschlands in den Sommern 1811, 1812, und 1813, von Dr. Friedrich Benedict Weber, Professor in Breslau. Mit zwey Kupfertafeln. Leipzig, 1815. Bey Johann Ambrosius Barth.

Ein reisender Oekonom kann dem landwirthschaftlichen Publicum am meisten nützen. Allein, es werden große Eigenschaften zu einem Reisebeschreiber dieser Art gefordert. Ein solcher muß nicht ausschließend Theoretiker, sondern auch ein vielerfahrener Praktiker seyn. Er muß wissen, was dem Publicum durch die gelesesten Schriften schon bekannt ist, und was ihm bey dem Stande dieses Wissens noch besonders bemerkenswerth, interessant und lehrreich seyn könnte. Die vielen eignen Erfahrungen müssen ihn ganz ausgezeitigt und so gereift haben, daß sein Auge leicht da hängen bleibt, was neu oder unbekannt ist; der Reisebeschreiber muß aber deswegen auch auf seinen Reisen mit Muße schauen können. Enthusiasmus für die Sache, wegen der er die Reise unternahm, und *Wahrheit* müssen seine Leitsterne gewesen seyn, damit Münchhausens Reiseabentheuer nicht zur würdigen Geisel dagegen dienen dürfen. Wenn ein reisender Landwirth so mit theoretischen und praktischen Kenntnissen und mit einem treffenden Auge wacker ausgerüstet seine Reise antritt: so wird er nicht bloß sein Reise-Journal mit Erdichtungen Uebertreibungen nicht anfüllen, sondern wohl auch einen Ekel davor tragen, dasselbe mit mageren Aufzählungen und dünnen flachen Beschreibungen anzuzeichnen. Mit mangelhaften Reise-Registern ist uns nichts geholfen. Ein solcher gesunder Kopf betritt schon mit frohem Bewußtseyn am Ende der Reise die Schwelle seines Hauses.

Fünftes Heft.

ses, weil ihm dasselbe Zeugniß gibt, daß er für sich und die Welt eine genießbare Erndte gemacht habe. Ein solcher braver zurückkehrender Wanderer zweifelt keinen Augenblick, seine eingernteten Früchte seinen Mitbrüdern zeigen zu dürfen; er ist zum Voraus des Nutzens und deswegen seines Lohnes gewiß.

Nach diesem kleinen Eingange will Rec. den rühmlich bekannten Verf. selbst sprechen lassen. In der Vorerinnerung wünschet er, daß das Publicum seine Bemerkungen und Notizen in der That interessant und mannichfaltig genug finden möge, um sie der Mittheilung nicht unwerth zu erachten. Er erkläret uns, daß er, seinem Plane nach, nur *das* mittheilen konnte, was und wie es *ihm* interessant erschien, und was *er* für wenig bekannthielt. Ueber diese und jene einzelne Wirthschaft getraute er sich wegen des kurzen Aufenthaltes kein Urtheil zu fällen; sollte sich über einzelne Punkte ein Irrthum eingeschlichen haben, so rechnet er auf Nachsicht, weil er leicht falsch berichtet werden konnte, oder ihm dieses und jenes entgangen oder sonst entfallen ist, bevor er es ins Tagebuch aufzeichnete. Im letztern Falle hätte der Verf. besser gethan nichts zu suppliren. Vorzüglich und mit großem Rechte nimmt er die Nachsicht des Publicums wegen der schlecht abgebildeten Instrumente in Anspruch. Diese elenden, miserabel gezeichneten Holzstiche hätten ganz wegbleiben können. Möge übrigens, schließt er, die Nachsicht mit dieser Schrift eben so groß seyn, als die Bescheidenheit ist, mit der er sie uns übergibt, und als die Meinung von ihrer Verdienstlichkeit bey ihm selbst gering ist. O sancta humilitas! Wenn hinter diesem Gebüsch nur auch wirklich ein Veilchen verborgen blühen will! Rec. scheuet keine Mühe, dasselbe hervor-zusuchen.

In den allgemeinen landwirthschaftlichen Bemerkungen über die durchreisten Gegenden, mit denen das Werk beginnt, äußert der Verf. seine gehabte Absicht dieser Reisen; nämlich: überhaupt eine allgemeine Ansicht der gewöhnlichen

allgemeinen Betreibung der Landwirthschaft jener Gegenden, in Rücksicht auf Bestellung der Felder, die dazu gebrauchten Ackerinstrumente, die gebaut werdenden Früchte, die Cultur der Wiesen und den Anbau der Futterkräuter etc. zu gewinnen; demnächst aber einzelne, vorzüglich merkwürdige und ihm gerühmte Wirthschaften, welche nach neuern Grundsätzen der Oekonomie betrieben würden, selbst aufzusuchen, und darunter ganz vornämlich wieder die Hauptorte der ersten und gelungensten Veredlung der Viehracen, und Einführung fremder vorzüglicher Viehsorten, namentlich der feinen spanischen Schafe zu besuchen und kennen zu lernen.

Die durchreisten Länder und Gegenden sind — ein Theil des Schwiebusischen, die Gegend von Züllichau, Guben, Dresden, Leipzig, Borna, Rochsburg etc. ein Theil des altenburgischen Landes, des Geraischen, Plauenschen im Voigtlande, die Gegenden von Hof, Bayreuth, Erlangen, Streitberg, Anspach, Nürnberg, Creilsheim, Bamberg, Schweinfurt, Würzburg, Aschaffenburg, Darmstadt, Mannheim, Heidelberg, die Bergstrasse etc., Heilbronn, Eger, Carlsbad, Töplitz, Königgrätz, Czaslau etc. auf der Strafse nach Wien fort; Bautzen, Görlitz, Zittau, Herrnhut etc., Jauer, Breslau, Schweidnitz etc., die Grafschaft Glatz, etc., Troppau und Johannisberg; die Gegenden von Iglau bis Wien; die Gegenden um Wien, Baden, bis an die ungarische Gränze.

Im Allgemeinen bemerkte der Verf. ein sehr großes und allgemeines Streben, einen ausgebreiteten regen Eifer, eine große Liebe zur Landwirthschaft etc. etc. Die besten Wirthschaften hat er in der Regel auf größern Gütern, die schlechtesten in der Regel bey Bauern gefunden. Ueber die Ursachen der letztern Erscheinung verweist er auf sein braves Werk: Von den Wirthschaften der Bauern; ist jedoch auch hier in diesem Werke weit entfernt, das Sprichwort der Bascha's: *rustica gens, optima flens, pessuma ridens*, mitzulassen, so wie man in Ungern und selbst einigen deutschen Provinzen wohl hie und da wieder Glauben dazu machen möchte. Ja er sagt selbst in einer Note auch hier: daß dieß von dem Landmanne nur dort gilt, wo er noch unter dem Drucke solcher, dem Zeitgeist und den itzigen Culturverhältnissen ganz widersprechenden gutsherrlichen Rechte und Verhältnisse lebt, die itzt nur ein System der Zwietracht zwischen Herrschaft und Unterthanen nothwendig begründen, *und den Bauern zum niedern Sklaven machen*. Rec. schließt das Nro. I des Verf. mit dem herzlichen Wunsche: Mögen diese Reste

der Barbarey, und mit ihnen der Bassengeist ja bald vergehen!

Nro. II. beginnen die speciellen landwirthschaftlichen Bemerkungen und Notizen, und zwar 1. Ueber Feldbau und Wirthschaft.

A) Im allgemeinen über den vorgefundenen Stand der Früchte in den genannten Jahren und den gewöhnlichen hohen Ertrag des Feldbaues in einigen der gedachten Gegenden. Diese ganze Abtheilung ist eine trockene mangelhafte Enumeration, aus der wir nichts lernen; z. B. S. 13 steht, was er in der Oberlausitz, Schlesien, Mähren und Oesterreich vorgefunden hat, in folgenden Worten: „In der Oberlausitz und in Schlesien fand ich fast überall im Sommer 1811 eine Mittelerndte; und auch in Mähren und im Oesterreichischen war man mit der Erndte nicht zufrieden, weil die Trockenheit sehr nachtheilig hier gewirkt hatte.

2. B.) Insbesondere:

AA) über Feld- und Wirthschaftssysteme.

Als das allgemeinste und gewöhnlichste Wirthschaftssystem fand der Verf. die Dreyfelderwirthschaft; nur auf einzelnen Gütern Ausnahmen und da sehr häufig eine wirkliche Wechselwirthschaft, nach englischer Art. Er hat auch gute Dreyfelderwirthschaften gesehen, wie die zu Vösendorf, und auf den Lichtensteinischen Gütern, von denen er aber sonst nichts meldet; er sah wieder alle Gräuel der Dreyfelderwirthschaft in der Mark, in der Niederlausitz, in Böhmen u. s. w. Warum? fragt Rec.; weil er die vielen guten Dreyfelderwirthschaften in Böhmen nicht gesehen hat. Dann führt er 13 Beyspiele von verschiedenen, aber schon bekannten Fruchtfolgen an.

BB) Ueber Feldbestellung und Bearbeitung.

AAA) Ueberhaupt über die Bearbeitung der Felder und über Ackergeräthe; und den Aufwand jener an Capital und Arbeit im Ganzen. Hier erzählt uns der Verf., daß er so verschiedenartigen Boden, ein so verschiedenes Pflügen und Eggen, so verschiedene Ackerbeeten und Feldgewende, verschiedene Ackerinstrumente, eine verschiedene Benützung der Zugkraft, kurz die größte Mannigfaltigkeit in allen diesen Stücken gefunden habe. Am mannigfaltigsten fand er die Pflüge und Hakken. Dann sagt er uns, daß die Bestellung der Felder hie und da entschiedene Verbesserungen erhielt; hie und da sey man hierin wieder zu weit gegangen, und habe sich durch Erhöhung des Brutto-Ertrags zur Verschwendung an Arbeit und Capital verleiten lassen. Dann empfiehlt er in einem langweiligen Beyspiele einen *zweckmäßigen Aufwand*, die Anwendung der wenigen, ganz gewöhnlichen, einfachen und sehr

wohlfeilen Ackerwerkzeuge, die Vermeidung der mannigfaltigen, zusammengesetzten kostbaren Ackergeräthe. „Man muß ja bey Berechnung der Unkosten der Production *allen* und *jeden* Aufwand in Anschlag bringen; jedesmahl Pflügen z. B. und also, wenn man 4 Pferde anwendet, wo man mit 2 auskommen könnte, soll man nicht denken, das man doch die 2 andern Pferde einmahl stehen habe, und also nicht zu berechnen brauche!“ Später will er den neuerfundenen Ackergeräthen doch nicht allen Werth absprechen, obschon nach seinen Erfahrungen der Landbau durch die Ueberhäufung mit Maschinen und Instrumenten nicht gewinnt. Dazu wird eine Note gehängt, wie sich der Landbau vom Fabriksbetrieb scheidet. Das ganze hier angeführte kann zum Beleg dienen, wie schwerfällig, wie langweilig und wie einseitig der Verf. schreibt. Man sieht es dem Verf. auf jeder Seite an, das er nicht selbst Praktiker ist, das er nicht im mindesten versteht sich durch das Gewirre von tausend verschiedenen pro und contra zu winden und sich ein Resultat selbst zu schaffen.

4. BBB) Ueber einzelne Gegenstände der Feldbestellung insbesondere.

1) Ueber die einzelnen Ackergeräthe, besonders Pflüge, Haken, Eggen und *Metzen* (?), Cultivatoren und Säemaschinen.

Nur zum Beyspiele die erste Periode! „Wenn wir nun von den einzelnen Gegenständen der eigentlichen Feldbestellung, die ich, wie schon gesagt, so verschieden, bald mit sehr vielen, mannigfaltigen und kostbaren, bald mit sehr wenigen und einfachen, und doch sehr brauchbaren, bald nur mit sehr schlechten Ackerinstrumenten, bald mit ein- bald mit zwey- drej- ja vierspännigem Geschirr, bald mit mehrfacher, vier- ja fünfmahliger, bald mit nur ein- zwey-, höchstens dreymahliger Bearbeitung des Landes betreiben sah, — zu sprechen haben: so haben wir es nothwendig zuerst mit den Ackergeräthen, oder den Instrumenten selbst, womit die Bearbeitung geschieht, zu thun.“ Welch' wichtiger, unterhaltender introitus! Welch' schöne zierliche Periode!

Es wird nochmahl wiederholt, welch' großes Capital in den Ackergeräthen stecke.

Dann folgt die Neuigkeit, das auf den verschiedenen Gütern oft verschiedene Ackerwerkzeuge existiren, hier Thaerische, dort Fellenbergische und — *wie man ihn versichert hat*, mit vielem Glücke!!

Hie und da hat er auch einige neue *deutsche* Ackerinstrumente im Gebrauch gesehen, und anderwärts wieder die schlechtesten, plumpesten

und rohesten Geräte u. s. f. Rec. meint genug von der Leerheit, Abgeschmacktheit der Schreibart des Verf. aufgeführt zu haben und will sich nun bloß damit abgeben, ob uns der Verf. doch auch etwas Unterrichtendes liefere.

Die unendliche Mannigfaltigkeit der Pflüge, von der der Verf. kurz vorher so viel Lärmens machte, besteht darin, das er 1. den Schwiebusischen Pflug 2. den schon sonst beschriebenen Lausitzer, 3. den Sächsischen, 4. den Altenburgischen, 5. den Voigtländischen, 6. den Bayreuthischen, 7. den Fränkischen, 8. den Schlesischen, 9. den Oesterreichischen, 10. den Aargauer Pflug sah. Zuletzt bemerkte er noch hie und da den Baileyschen Pflug. Des Jordanischen erwähnt er mit keiner Sylbe, der doch mit dem Baileyischen und Aargauerpflug vorzüglich gerühmt ist. Uebrigens erwarte hier Niemand eine detaillirte Kenntniß dieser Pflüge oder ein gründliches Raisonement über ihren Gebrauch. Es heißt z. B. S. 37 vom voigtländischen Pflug: „Ist dem vorstehenden fast ganz gleich, besonders auch unten offen; doch gefällt mir die Construction im Ganzen bey diesem mehr, als bey jenem.“ Vom vorstehenden heißt es wieder, das er dem Vorstehenden, sehr gleich ist, nur etwas leichter, und hat unten kein Pflughaupt, sondern ist offen. Der Vorstehende ist nun aber der sächsische Pflug, von dem hier nichts gesagt wird; weil von ihm schon geschrieben steht in des Verf. Handbuch der Feldwirthschaft B. I. p. 110. Vom österreichischen Pflug heißt es, das er dem sächsischen und gutem schlesischen sehr gleich kommt, hat aber eine eiserne Grifsäule, und statt des Moldebretts bloß eine eiserne Stange, die bis an die Grifsäule herangeht, dabey ein schräges oder krummes Sech, und vorn eine Leyer oder Schenk. Punctum. Was heißt das? Was lernt man daraus? Irrthümer, wie z. B. den, das man also den Oesterreicher Pflug überall anempfehlen muß, weil der Verf. den sächsischen über alles preist, und das man den Bauern zu keiner Verbesserung desselben einladen darf.

S. 98 hat er in Bezug auf den Anbau der Getreidearten eine große Mannigfaltigkeit, und das: „non omnia fert omnis tellus“ doch immer bestätigt gefunden. Uebrigens findet man auch hier keine Belehrung. Von den ausländischen Getreidesorten war ihm Lestorf und die Lichtensteinischen Güter unter der Leitung des Hofraths Walberg am interessantesten. Er sagt, das der Pater Verwalter in Lestorf, den er Pater Ruperti zu Lersdorf nennt, und Walberg verdiente Landwirthe sind, was wir wohl auch längst schon wissen; sonst meldet er nichts näheres.

Dafs die *avena orientalis* an mehrern Orten schon im Grofsen seit vielen Jahren mit Erfolg gebaut wird, weifs er nicht.

Noch ein Beyspiel, wie wenig unterrichtend die Reise des Verf. ausfiel! S. 121 spricht der Verf. „über die Erndte, Erndtemethoden und Erndtegeräthschaften, auch Dreschmaschinen u. d. gl.“

1. Wunderte er sich, hie und da das Schneiden der Früchte mit der Sichel anzutreffen, wozu doch so sorgfältige aufmerksame Schnitter gehören, und dann braucht doch auch *dies* Schneiden viel mehr Zeit als das Mähen.
2. In der Oberlausitz und in Schlesien fand er enorm lange Erndtewagen. Aber sie sind wenigstens hier doch unten etwas zu schmah und man ladet daher nur 2 1/2 Schock Sommergetraide darauf. Hier sah er auch das sogenannte Rundladen.
3. (Nun ist der Verf. mit der Erndte, Erndtemethode und den Erndtegeräthschaften fertig und fängt zu enumeriren an, wo er Dreschmaschinen angetroffen hat).

Wiederholungen, wie die z. B. S. 99 „In Ungarn baut man auch Kürbisse zwischen dem Mays“ und S. 153. „In Ungarn baut man die Kürbisse häufig zwischen dem Mays“ — kommen öfters vor.

S. 157 glaubt der Verf., dafs, wenn man auch ausführlich den Weinbau jeder Gegend kennen lernen wollte, sich doch auch am Ende nicht eben viel Neues darüber sagen ließe!! Von dem österreichischen Weinbau in der Ebene weifs er S. 159 nichts anders und besers zu sagen, als dafs er der Landschaft ein herrliches, fröhliches, romantisches Ansehen gibt!

Die Gebirgsweine, heifst es da, welche z. B. auf dem Wiener-Wald und nach Steyermark zu, wachsen, sind köstlicher als die *Landweine*, welche in der Ebene wachsen! Darüber, so wie über die Benennung, Landwein, Gebirgswein hat sich der Verf. schlecht erkundigt.

In Mähren auf der Strasse nach Wien zu, wird der Weinbau in den Feldern betrieben; man findet indefs auch auf den Anhöhen und Bergen einigen Weinbau. Rec. setzt nur hinzu, dafs, wenn man den nächsten besten Winzer fragt, man erfahren mufs, dafs auf dem Bisamberge, ferners zu Bisenz in Mähren, ebenfalls auf dem Berge, kostbare Weine producirt werden, die oft, wenn nicht den Gebirgsweinen vorgezogen, doch ihnen gleichgesetzt werden.

Sein Reise-Journal umfasste auch die Lustgärten und schönen Gartenanlagen. Obschon diese eigentlich mit dem Oekonomen gar nichts

zu thun haben, weil sie das Land nur dem Anbau entziehen, und statt nachhaltiger Einnahme — blofs nachhaltige Ausgaben gewähren: so sind sie auf Reisen wohl überhaupt und darum hauptsächlich bemerkenswerth, als schöne Gartenanlagen ein würdiges Document des Geschmacks und der Bildung ihrer Besitzer liefern. Gartenanlagen machen ein eigenes Fach der Kunst aus; deren Bestreben sich in der Erhöhung jenes Lebensgenusses aufsert, den der Umgang mit der schönen landschaftlichen Natur uns verschaffen kann. Wenn uns aber der Verf. z. B. den Garten zu Schwetzingen, dessen Bäume auf eigenen Täfelchen die Moral predigen, und in dem griechische, römische, türkische und chinesische Tempel barbarisch durcheinander geworfen sind, als schön und herrlich preiset, wenn ihm die Anglo-manie deutscher Gartenbesitzer wohl gefällt, in deren Gärten man sich hüthen mufs, die Berge niederzutreten, wo man Brücken ohne Wasser und Einsiedeleyn an der Landstrasse findet: so möchte wohl die Anführung solcher Gärten vom Geschmacke des Reisenden nicht gar günstig zeugen. Uebrigens hätten aus den Umgebungen von Wien auch die Anlagen von Dornbach erwähnt zu werden verdient. Schade, dafs der Verf. von dem Schönfeldischen Krippenspiel gegen St. Helena nächst Baden keine Meldung macht.

Auch über Holzzucht und Forstwesen gesteht uns der Verf. ein, nur sehr wenig sagen zu können. Von Waldverheerungen meldet er, durch Insecten habe man in diesen 3 Jahren nichts verspürt. In Oesterreich, besonders aber im Znaymerkreise, mufs Rec. dem Verf. notificiren, hat der Borkenkäfer im 11er, 12er und 13er Jahre furchtbar gehaust.

Was der Verf. über Rindvieh- und Schafzucht sagt, ist eben so wenig befriedigend. Das Meiste gründet sich auf Hörensagen: als, dafs die Petriscche Schäferey zu Theresienfeld aus ganz besonders ausgezeichneten, auserlesenen spanischem Viehe bestehe. *Data*, welche blofs aufs Hörensagen sich gründen, müssen aus sehr bekannter reiner Quelle kommen, wenn man sie vor das Publicum bringen will. Ferner hat der Verf. blofs gehört von unsrer der *ersten* und mit Recht berühmten Schäferey des Baron Geislern zu Hochtitz; von der Fürst Lignovskischen Race, welche aber klein, von nicht sehr dichter, wohl aber sehr kurzer Wolle ist, und deswegen sich nicht leicht mit den berühmtesten Schäfereyen in Oesterreich messen darf; von der des Grafen Larisch, des Grafen Fries zu Vöslau; des Fürsten Johann Lichtenstein; des Grafen von Schrattenbach, des Herrn von Ehrenfels und Peschels zu

Staat; des Fürsten und der Grafen Eszterhazy, Dietrichstein, Lobkowitz.

Wirklich selbst gesehen hat der Verf. die kaiserlich spanische Schäferey zu Mannersdorf und die Fürstlich Lichtensteinische Schäferey zu Neuhof.

Wenn der Verf. nur mit einigem Interesse und etwas Wärme sich in Oesterreich umgesehen und gefragt hätte: so würde er zu seinem nicht geringen Staunen bald erfahren haben, dafs in Bezug auf die Quantität der in unsrer Monarchie erzeugten Wolle vielleicht wenig Länder Europa's mit uns wetteifern können; dafs wir aber in Bezug auf Qualität viele Schäfereyen besitzen, die den bekanntesten feinsten Stammherden des Auslandes die Wage halten dürfen. Es liegt im Character des Oesterreichers, wenig Lärmen von dem Guten zu erregen, von dem er der Urheber ist, und im Stillen die Früchte einzusammeln, die ihm dasselbe reichlich trägt; ja, es ist dieses Gute in unserm Innlande mit so wenig Geschrey verbunden, dafs man oft bey uns selbst leider am wenigsten davon weifs; jeder begnügt sich, das bewährte Einträglichke auch ganz im Stillen — einige wenige Charlatan's und Marktschreyer ausgenommen — sobald als möglich bey sich einzuführen. Diefs ist die Ursache, dafs Ausländer bey uns, die nicht ein besonders glückliches Entrée finden, oder einen besondern Ausforschungstrieb besitzen, so wenig von dem bestehenden Guten erfahren. Dem Professor Weber, dem sein literarischer Ruf bey uns überall die freundschaftlichste Aufnahme bereitet hatte, wäre es aber ein leichtes gewesen, den hohen Grad zu erheben, auf dem die Schafzucht bey uns, vorzüglich in Mähren, seit wenigen Jahren gestiegen ist. Er würde erfahren haben, dafs Graf Lamberg in Kwassiz, Baron Vokl, Sr. Kaiserl. Hoheit der Erzherzog Johann, Graf Hoyos nächst Wienerisch Neustadt, Baron Bartenstein zu Trübeswinkel, Graf Georg Festetics zu Keszthely, Graf Carl Eszterhazy zu Acs und so viele Andere, sich gar nicht mit Petri in eine Classe setzen lassen würden, so bald die Gesamtschäferey mit der seinigen verglichen wird. Eben so würde der Verf. die Schäfereyen des Grafen Haugwitz zu Namiest, des Fürsten Schwarzenberg in Böhmen, des Fürsten Sinzendorf u. s. w. sehr rühmen gehört haben. Welche solide Aufklärung sich über diesen Zweig der Landwirthschaft verbreitet hat, welcher Enthusiasmus dafür existirt — will Rec. durch ein kleines wenig bekanntes Beyspiel darthun. So wie in allen gröfsern Zweigen der Landwirthschaft, so auch in Bezug auf Schafzucht wirkt im Eisenburger Comitate Graf Emmerich

Festetics im Stillen, verehrungswürdig bescheiden. Einstimmig steht dieser Edle im besagten Comitate als erster Landwirth und gröfster Schafzüchtler da. Seine Schäferey in Paty nächst Güns kommt nicht blofs in Hinsicht auf Gleichheit und Feinheit den ersten Schäfereyen in der Monarchie ziemlich nahe, sondern sie ist eine wahre Musterschäferey zu nennen. Seine Wolle wurde wirklich in dem letzt verflofsenen Frühjahre der Centner um 170 fl. in Zwanzigkreuzerstück verkauft und diefs in einem Zeitpuncte, der dem Verkauf nicht besonders günstig war. Er, der sich die Lehren eines Lasteyrie, Gilbert, Tessier, Thaer u. s. w. assimilirte, hält es nicht unter seiner Würde, seine Schafe ununterbrochen unter eigener Aufsicht zu halten, selbe auf die Weide zu begleiten, ihr Gesellschafter im Stalle zu seyn, kurz, selbst den Schafmeister zu machen. Von einer solchen Schäferey unter solcher Direction läfst sich was Grosses erwarten! Da er zur Verbreitung der Veredlung enthusiastisch zu wirken bemüht ist: so veranstaltet er jährlich im Frühjahre eine Zusammenkunft der Schäfereybesitzer und Administratoren derselben, mit dem Wunsche, es allmählig dahin zu bringen, dafs bey dieser Gelegenheit die Beobachtungen, Bemerkungen und Erfahrungen über Schafe hier öffentlich mitgetheilt würden. Zu gleicher Zeit wird dann die Versteigerung seines eigenen und des concurrirten fremden Viehes vorgenommen. Heuer gingen alle seine Widder reisend ab, unter denen einer der alten ziemlich schon ausgehenden um den Preis von Eintausend Neunhundert und Sechs und Fünfzig Gulden Wiener-Währung abgesetzt ward. Wenn das Ausland eine vollkommene Vorstellung von den Hindernissen der Acker-Cultur in Ungern haben könnte, und dann wüfste, was dieser Magnat für seine Unterthanen that und noch thut, welche kluge Administration er auf seinen Gütern führt: so würde dasselbe mit Recht mitrufen können: *und das geschieht in Ungern!* Würde dasselbe Kenntnifs davon haben, dafs ganze Comitate in dieser Veredlung schon weit vorgerückt sind, dafs die Stuhlweissenburger Wolle in ungeheuren Quantitäten nach Wien um 130 fl. in Conventions-Münze pr. Centner abgeführt wird, dafs in Ungern edle Schäfereyen zu 10000, 20000, und 30000 Stück existiren, und dafs es hier einige Güterbesitzer gibt, deren Schäfereyen wohl auch bis auf Zweymahlhunderttausend Stück steigen; würde dasselbe wissen, dafs bey dieser ungeheuren Gröfse die Veredlung doch schon einen solchen Grad erreichte, dafs der Centner Wolle über 100 fl. Conventions-Münze verkauft wird: so würde

Professor Weber geschrieben haben: *und das ist in Ungern geschehen!*

Auf die Schafzucht folgt die Schweinezucht, Federviehzucht und Fischerey.

Große Schweine fand der Verf. zu Reibersdorf, chinesische Schweine in Oberweimar, wohlangelegte Schweinställe in Laasan.

In Betreff der Federviehzucht gedenkt er nur der Poularderie und Hühnermast des Herrn Schlier im Stadtgraben von Würzburg. Er wunderte sich in der Mitte des Juny noch ganz junge Gänse bey Bayreuth zu finden.

In Betreff der Fischerey und Teichwirthschaft bemerkt er nur — eine in der Oberlausitz, die andere zu Berthelsdorf, dann zu Neudorf im Reichenbachischen, und auf der Herrschaft Camenz, wo man die gar zu flachen Teiche eingehen läßt.

Dann wird über landwirthschaftliche Nebengewerbe, die Mineralien-Gewinnung nämlich, und die technisch ökonomischen Nebengeschäfte gesprochen.

Es heißt da: So wenig er über Mineralien-Gewinnung zu sagen hat: so kann er doch nicht unterlassen, die Steinbrüche bey Sickersreuth zu erwähnen, wo man bloß durch Keile, seltner durch Pulver bricht. Damit aber diese Keile immer tiefer hineingetrieben werden können, so meißelt man vorerst Löcher in das Gestein ein, dann werden die Keile mit Hämmern nachgetrieben, damit so nach und nach der Stein schnell und gut spaltet. Wenn der Stein gar nicht weichen will, braucht man Pulver. Der geheime Rath Wiebeking aus München soll dieses Verfahren so neu und gut gefunden haben, daß er sich die dazu nöthigen Instrumente *alle* mitgenommen hat. Rec. berichtet, daß diese simple Methode schon von uralten Zeiten her bey den Ungern und Kroaten sogar bekannt ist!

„Große Torfgräbereyen, heißt es weiter, traf ich zu Veit Sumern zwischen Gefres und Weissenstadt im Bayreuthischen und zu Messersdorf in der Oberlausitz.“ *Punctum.*

„Von den merkwürdigen Steinkohlengruben in Schlesien sage ich weiter nichts, als daß, wie man mir erzählte, nur allein das Waldenburger Revier, selbst itzt noch, jährlich an 1,3—400,000 Bresl. Scheffel Kohlen absetzt, den Scheffel zu 3 Groschen.“

Dann werden einige Bräuereyen und Brennereyen bloß aufgezählt. Zu Rochsburg, zu Schmarse und zu Obertheres hat man Oehlpresen, zu Laasan eine sorgfältige Ziegelbrennerey; bey Breslau fand er das Brennen der Ziegel im Freyen sehr häufig; dann meldet er etwas von

der Zweckmäßigkeit der schlesischen Kalköfen. Etwas weitläufiger wird von der Zuckerbereitung aus Runkeln, Mays, Ahornsaft und Weintrauben, Kartoffel- und Weizenstärke geredet. Es ist noch nicht gehörig ausgemacht, sagt uns der Verf., ob diese Erfindung der Zuckererzeugung aus innländischen Materialien auf ewige Zeiten vortheilhaft sey, und ob wir damit die freye Concurrenz des indischen Zuckers wohl aushalten werden.

Den Beschluß macht Nro. VII über landwirthschaftliche Gebäude und Arbeiten, und über einige nützliche hauswirthschaftliche Instrumente u. dgl.

Auch hier will sich der Verf. recht kurz fassen und sagt uns deswegen nichts anders, als: daß er zu Eckersdorf, zu Buchwald, zu Laasan, zu Vösendorf und zu Ebreichsdorf zweckmäßige Gebäude gefunden habe; auch zu Feldsberg und Eisgrub, zu Lauska, Reibersdorf, Gröditz und Messersdorf. Zu Laasan hat er die holzsparende Krubsaciusische Bauart der Dachstühle gesehen. Eine besondere unzweckmäßige Merkwürdigkeit sah er zu Untschen, wo man darauf ausgegangen ist, alle und jede Wohn- und Wirthschaftsgebäude durchaus in ein einziges großes Gebäude, unter ein- und dasselbe Dach zu bringen. Diese Idee scheint dem Verf. für Bauernhöfe eher ausführbar! Dann fand er öfters die so nützlichen Bohlendächer und die Bedachung mit Lehmschindeln; ferner Strohdächer nach Art der Ziegeldächer gedeckt; dann sah er oft bey Scheunen und Schüttböden für Luftdurchzug gesorgt. Ferner traf er auf Langtennen, wo 36 Drescher auf einmahl dreschen, und zu Neudorf sah er sogar eine Kreuztenne, wo zwey Tenne einander durchschneiden. In der Oberlausitz legt man itzt auch fast bey allen neuen Scheunen die Schüttböden im Dache an. In Eckersdorf sah er eine neue, nach Schweizer-Art erbaute Scheune, die vorn nach dem Hofe eine Auffahrt hat und hinten auf starken Pfeilern ruht. Auf einem schlesischen Gute sah er auch Pferdställe unter dem Gesindhause. Endlich sah er in Laasan das schöne, wohleingerichtete Schulhaus mit einer von Erde aufgefüllten glatten Rampe statt einer Treppe, einer kleinen Schulbibliothek, einigen mathematischen und physischen Instrumenten und selbst einer kleinen Electrisirmaschine.

In Bezug auf die landwirthschaftlichen Arbeiter bemerkt der Verf.

1. Daß man in Schlesien $\frac{1}{3}$ der Erndtekosten durch die preussische Regulirung der Dreschgärtner gewinne.
2. Daß der itzige — heilige — Krieg so viele rüstige junge Männer weggefressen hat, daß er im

Glatzischen unter 6 arbeitenden Personen nur einen Mann traf. Darin steht Oesterreich dem Glatzischen nicht viel nach!

3. Das Oberlausitzische Spinnen an der Spindel soll überall nachgeahmt werden.

Nun folgt das *Finale* mit den nutzbaren Hausinstrumenten; diese sind ein Perimeter um den Durchmesser und die Peripherie eines Baums zu messen; ein Dendrometer, um die Höhe eines Baums zu messen. Eine Getreidwaage und ein *Fortigwerde*, das wir dem Verf. bey dieser Reisebeschreibung recht oft und herzlich gewünscht haben.

Die Zahl der Druckfehler ist unendlich. Kurz, dieses Werk erfüllte nirgends gerechte Erwartungen, und machte durchaus keine Freude.

K — — N.

Reisebeschreibung.

Briefe über Frankreich, auf einer Fußreise im Jahre 1811 durch das südwestliche Bayern, durch die Schweiz, über Genf, Lyon, Montpellier, Cette, durch die Cevennen über Clermont, Moulins, Nevers nach Paris, und über Nancy nach Straßburg; von J. A. Schultes, M. D., k. bayerischen Hofrath und Professor der medicinischen Section an der k. Universität zu Landshuth, u. s. w. Erster Theil. XII und 421 S. Zweyter Theil. II und 405 S. 8. Leipzig 1815. Bey G. Fleischer.

Es muß den Leser befremden, in einem im verflossenen Jahre gedruckten Werke, auf Aeußerungen und Urtheile zu stossen, die man, gelinde gesprochen, Ungehörigkeiten nennen darf. Hr. Schultes mag dieß selbst gefühlt haben, und die Vorrede ist daher vom 12. October 1812 datirt. Wir mögen jene, vielleicht durch die individuelle Lage des Verfs. veranlaßten, Ansichten keiner Kritik unterziehen, und sind eben so wenig geneigt, uns mit demselben in ein polemisches Verhältniß zu setzen, wegen der Ausfälle gegen einen benachbarten Staat, wegen der Spöttereien über Klöster, Klostergeistliche, Kirchenthum und dergleichen. Wir wollen vielmehr dankbar bekennen, daß uns übrigens die Beschreibung der im *ersten* Theile enthaltenen Reise eine sehr angenehme Unterhaltung gewährt hat, obwohl wir neue, eingreifende Beobachtungen, und belehrende statistische Nachrichten vermissen, wogegen sich billig erinnern läßt, daß diese flüchtige Wanderung innerhalb acht Wochen vollendet wur-

de. Wir heben einige Bemerkungen des Verfs. aus, denen wir, da wo es nöthig ist, ein berichtigendes Wort beyfügen.

S. 37. „*Lindau* ist der bester Landungsplatz an der ganzen nördlichen Küste des Bodens- Sees: sein Hafen ist der sicherste.“ Keinesweges! die Einfahrt ist bey stürmischem Wetter gefährlicher als in den Friedrichshafen. — Daß der Kaiser Joseph II. Hufs'en einen Obelisk habe wollen setzen lassen, möchten wir bezweifeln. — Der Rheinfluss bey Schafhausen machte sowohl auf Hr. Schultes, als auf seine Gefährten wenig Eindruck. Das mag seyn; sie hätten aber bedenken sollen, daß im J. 1811 der Wasserstand sehr niedrig war. — S. 64. „Man ist in der Schweiz nicht mehr frey, als man es in Constantinopel ist. (Warum?) Wenn der Herr Schultheiß nicht erlaubt zu tanzen, und wenn der Himmel auch noch so voll Geigen hinge.“ (!) — Treffend ist die Schilderung des Vierwaldstätter-Sees, S. 72. — Ein Druckfehler ist es wohl, wenn die Zahl der Einwohner der Stadt *Lucern* zu 18,000 angegeben wird, da sie nicht einmahl 8000 enthält. — Die landwirthschaftliche Anstalt zu Hofwyl ist gehörig gewürdigt. Weniger können wir dem Verf. beystimmen in seinem Urtheile über *Bern*: „eine Stadt, die an Schönheit ihrer Strassen und Plätze, und an dem edlen Style ihrer Gebäude in der östlichen Hälfte von Europa nicht ihres Gleichen findet.“ — S. 84. „Ich hätte geglaubt, daß die Berner ihrem unsterblichen *Albert von Haller*, einen Obelisk errichtet haben würden, höher als das *Jungfrau-Horn*. (?) — S. 85 drückt Hr. Sch. seine Verwunderung darüber aus, daß man in der Schweiz mit Extrapost fahren kann. Wir wundern uns ebenfalls, daß er so eine bekannte Sache bis dahin ignoriren konnte.

Die Bemerkungen über Sprache und Patois der sogenannten französischen Schweiz bedürfen mancher Berichtigungen. Die französische Sprache ist nur Sprache der Regierung, der Kanzel, der Schulen, der Gerichte und der bessern Classen der Städtebewohner. Die allgemeine Volkssprache, welche in verschiedene von einander merklich abweichende Dialekte zerfällt, heißt *le Romans*; daher auch die Benennung *romanische* Schweiz, viel passender ist, als französische. In Genf (S. 115) sprechen allerdings die gemeinsten Leute die französische Sprache mit vieler Reinheit und Richtigkeit; wenn aber Hr. Sch. hinzusetzt: „wie man sie aufser Paris und Orleans in Frankreich nicht leicht wieder hört, so sind wir nicht seiner Meinung. Er scheint überhaupt, um ihm einige Competenz über diesen Gegenstand zu gestatten, der gesprochenen französischen Spra-

che nicht mächtig genug zu seyn, überdies hat er Frankreich, wie schon erwähnt, zu flüchtig durchwandert.

Petalozzi'n wird das ihm gebührende Lob gespendet. „Wenn ich meine Kinder nicht selbst erziehen könnte, so würde ich keinen Anstand nehmen, dieselben in dieses Institut zu geben.“ — Die Lobrede, in den Bemerkungen über Lyon, auf französischem Fleiß und Industrie, unterschreiben wir aus voller Ueberzeugung. „Wer mehr als deutschen Fleiß, und dieß ist gewiß nicht wenig, will kennen lernen, der gehe nach Lyon.“ — S. 197. Der Wunsch des Verfs., daß die Arena zu Nîmes von den hineingebauten Häusern und Wohnungen gesäubert werden möchte, ist späterhin erfüllt worden. Im Sommer 1814 wurden dem Grafen *Artois* zu Ehren, bey seiner Anwesenheit in Nîmes, ein großes Volksfest im Amphitheater gefeyert, dessen Beschreibung die öffentlichen Blätter gegeben haben. — S. 204. Mit Begeisterung und ohne Uebertreibung spricht Hr. Sch. von dem schönen, großen Platze bey Montpellier. (Ein Gedächtnißfehler läßt ihn das Wasserbecken in die Mitte desselben versetzen; es befindet sich aber dem Haupteingang gegen über, am entgegengesetzten Ende). „Nicht Frankreich hat ein *Perou*: Europa hat nur Eines.“ Die Bedeutung des Wortes scheint Hr. Sch. nicht gewußt zu haben: *Peyrou* (nicht *Perou*) heißt in der *langue d'oc* ein steiniger Platz. Das war er, als der *Marquis de la Trousse*, Commandant in Languedoc, dessen in den Briefen der Frau v. *Séviigné* oft Erwähnung geschieht, den Gedanken faßte, denselben in einen der schönsten Spaziergänge umzugestalten, welches nachher von seinen Nachfolgern ausgeführt wurde. Dieser Platz würde in der That eine Zierde jeder großen Residenz sein. Man erzählt, daß der Kaiser Joseph II., als er denselben betrat, ausrief: *Wo ist denn die Stadt?* — Die vom Verf. angeführte Etymologie von *Montpellier* (*Mons puellarum*, oder *Mons pelius*) befriedigt den Rec. nicht. In der alten Landessprache wurde *Montpellier* durch *Montpeylat* bezeichnet. *Pil*, *Pila*, *Pilat* ist ein keltisches Wort und bedeutet einen Berg. In der Schweiz ist der bekannte *Pilatus*-Berg; auch im Lyonnais gibt es einen Berg *Pila* genannt. Die Beschreibung des herrlichen Hafens von *Cetta*, und des Eindrucks, welchen der Anblick des Meeres auf den Verf. hervorbrachte, an welchen gehaltvolle Betrachtungen ange-

knüpft sind, ist ihm vorzüglich gelungen. Ungern enthalten wir uns, die ganze Stelle herzusetzen. — S. 227. *Noubliez pas la servante*, erinnert sich Rec. nie gehört zu haben; die allgemein übliche Formel ist: *n'oubliez pas la folle!* — Die Bemerkungen über die Sprache Südfrankreichs sind so unbedeutend, daß der Verf. besser gethan hätte, über diesen Gegenstand ganz zu schweigen; S. 325 ist die Rede von einer *langue de hoc*. (!) — Die drey Briefe über Paris sind am wenigsten interessant. — Ist es nicht Uebertreibung, wenn es heißt: „der Kohlmarkt und der Graben in Wien ist eine Einöde, verglichen mit den Boulevards und den Quai's an der Seine.“ — Das Urtheil: „die Pariserinnen sind nicht schön“ finden wir uns nicht berufen zu bestreiten. — Den hohen Wohlstand unter den gemeinen Leuten in Frankreich, den, nach S. 415, der Fremde nicht genug bewundern kann, hat Rec. nicht bemerkt.

Der gehaltvolle zweyte Theil gibt bloß wissenschaftliche Nachrichten. Jeder einzelne Brief ist namhaften Gelehrten gewidmet. Wir müssen uns darauf beschränken, den Inhalt ganz kurz anzugeben. I. Brief. Mineralogische und Geologische Bemerkungen. II. Br. Botanische Notizen. Sehr interessant; besonders die Nachrichten über Paris. III. Br. Ueber einige Medicinal-Anstalten in Frankreich. Rec. kann nicht unterlassen folgende Stelle auszuheben, und sie den Vorstehern von Irren-Anstalten ans Herz zu legen: „Einen schönen Beweis der Delicatesse, mit welcher Hr. Prof. *Pinel* die seiner Sorge anvertrauten Unglücklichen behandelt, hat er dadurch gegeben, daß er Niemanden, zumahl keinen müßigen Gaffern, die ihre Langeweile an dem Elende der Menschheit kürzen wollen, den Eintritt in das Irrenhaus (in der *Salpetriere*) gestattet: er hat bemerkt, daß die Unglücklichen auf fremde Besuche immer unruhiger werden. Nur Aerzten erlaubt er, seine Anstalt zu besuchen.“ — IV. Br. Ueber ärztliche Bildungsanstalten, Spitäler und Versorgungshäuser zu Paris, und über die neuesten, die Legalisirung der Aerzte in Frankreich betreffenden Gesetze. — V. Br. Ueber katholischen Cultus in Frankreich. — VI. und VII. Br. Ueber Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten in Frankreich. VIII. Br. Ueber Lyceen in Frankreich. IX. Br. Ueber die Normalschule in Frankreich. X. Br. Ueber andere gelehrte Anstalten. XI. Br. Ueber die Anstalten zur Ausbildung der schönen Künste in Paris.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro} 37.

Dienstag den 7. May.

1816.

Staatswirthschaft.

Bemerkungen über einen Vorschlag, Oesterreichs See-Handel betreffend, von J. Wayna. Leipzig 1816 bey Paul Gotthelf Kummer. 8. 59 S.

Die Stadt Triest erfreute sich von Alters her mancher begünstigenden Privilegien, die aber unter Napoleons Herrschaft verloren gingen. Bey der Zurückkehr dieser Stadt unter den milden österreichischen Scepter ist vielleicht bey den meisten ihrer Einwohner auch die Hoffnung der Rückkehr der alten Privilegien entstanden, von welchen der Triester Patrizier und Advokat Rosetti Edler von Scander in seinem neuesten Werke: „Meditatione storico-analitica sulle franchigie della città e porto franco di Trieste dall' anno 949 fino all' anno 1814 Venezia tipografia Picotti 1815“ eine gründliche und ausführliche Kenntnifs zu verbreiten sucht. Aber ausserdem hat eine kaufmännische Parthey auch den Vorschlag gemacht: *ob es nicht vortheilbringend und gedeihlich wäre, Colonial-Waaren ausschliessend über die eigenen Seehäfen der österreichischen Monarchie zu ziehen und zu diesem Ende die Einfuhr auf den bisher befahrenen Landstrassen aus dem nördlichen und westlichen Europa zu sperren.* Dieser Vorschlag ist zwar nicht in den Buchhandel gekommen; daher läst sich hier über die Ansichten, welche demselben zu Grunde gelegt seyn mögen, nichts bestimmtes angeben; aber aufser den *Privatrücksichten* aus welchen derselbe entsprungen seyn könnte, liegen vorzüglich *drey öffentliche staatswirthschaftliche* Rücksichten so nahe, dafs sie wahrscheinlich in Anspruch genommen worden seyn dürften, um die Staatsverwaltung für die Entscheidung zu Gunsten dieses Projectes zu *interessiren*. Die erste dieser Rücksichten scheint uns die grofse Ersparnifs an auswärtigen *Zöllen, Mäuthen* und *Fuhrlohn* zu seyn, welche durch die Sperrung der bisher befahrenen

Fünftes Heft.

nördlichen und *westlichen* Landstrassen gewonnen werden könnte. Denn würden alle Waaren über Triest bezogen, so blieben alle Landzölle, Mäuthen und Fuhrlohn im Lande. Wenn man nun im Durchschnitt nur 5 bis 6 fl. Conventionsmünze für den Zentner anschlägt, und das Quantum der eingeführten Waaren nur auf *Eine* Million Zentner annimmt, so würden jährlich *fünf bis sechs Millionen* Gulden Conventionsmünze, die bisher an das Ausland bezahlt wurden, im Inlande selbst verdient werden. Diese Summe wird noch bedeutender, wenn man nebenbey auch die *Ausfuhr* in Anschlag bringt. Die *zweyte* öffentliche Rücksicht scheint die Hoffnung zu seyn, eine unmittelbare Handelsverbindung mit Amerika zu gründen, wodurch die Colonialwaaren aus der ersten Hand mit grossem Vortheil bezogen werden könnten. Die *dritte* öffentliche Rücksicht dürfte endlich die Aussicht auf eine *neue und stärkere Belebung des österreichischen Ausfuhrhandels* seyn, welche durch Concentration des ganzen österreichischen Handels auf die eigenen Seehäfen bewirkt werden könnte. Denn, die mit Colonialwaaren einlaufenden Schiffe würden wahrscheinlich eine *Rückfracht* suchen, und daher unsern *inländischen* Erzeugnissen einen lebhaftern Absatz verschaffen. Andre Rücksichten, als z. B. die Aussicht, dafs Oesterreich allmählig eine eigene Schifffahrt gründen, und ausserdem den Transitohandel in die benachbarten europäischen Südländer an sich ziehen könnte, übergehen wir, als zu ferne liegend. Schon die angeführten Rücksichten sind so wichtig, dafs jedes patriotische Gemüth auf dem ersten Anschein für jenes Project eingenommen wird. Indessen so wie alle Dinge zwey Seiten haben, so zeigen sich denn in staatswirthschaftlichen Untersuchungen geübtern Blicke auch manche Bedenklichkeiten, welche um so weniger übersehen werden dürfen, je wichtiger und tiefer eingreifend in das ganze Leben der Nationalökonomie der Gegenstand ist, um den es sich handelt. Der Verfasser der vorliegenden Schrift, der Handelswelt als kenntnifs-

reicher Geschäftsmann, so wie dem gelehrten Publicum als talentvoller staatswirthschaftlicher Schriftsteller bekannt, hat viele Bedenklichkeiten gesammelt, welche wissenschaftliche Grundsätze, Handelsgeschichte und statistische Daten gegen jenes Project darbiethen, und dieselben unter dem bescheidenen Titel von *Bemerkungen* durch den Druck bekannt gemacht. Diese edle Theilnahme an den grossen Angelegenheiten des Vaterlandes verdient um so grössere Achtung, als nur, durch die Reibung der Meinungen, die Wahrheit in der Mitte hervortreten und ihren Kreis mit hellem Lichte erleuchten kann.

Der Verf. geht S. 11 von den ganz *allgemeinen* Grundsätzen aus: 1) dafs das seit langer Zeit so oft ausgesprochene und immer wieder von grossen Männern wiederholte Princip: „*Freyheit des Handels ist die gedeihlichste Mafsregel zum Flor der Staaten*“ nicht so flüchtig aufser Acht gelassen werden darf, um Verfügungen, die dagegen streiten, unbedingt die Thore zu öffnen; 2) dafs der beabsichtigte Zug des Handels (über *Triest* und *Venedig*) durch eine lange Reihe von Jahren sich nicht von selbst gebildet hat, welches zu dem Schlusse berechtige, dafs ihm natürliche Hindernisse entgegen stehen, und dafs 3) die Nothwendigkeit der Zwangsmittel, durch welche der zu erzielende Erfolg bewirkt werden soll, Mißtrauen gegen ihre Nützlichkeit einflössen mufs. Der Verfasser zeigt hierauf 4) aus dem Beyspiele der Napoleonischen Continentsperre, dafs die Verbindungen, welche sich im Laufe der Zeiten unter den Nationen allmählig entwickelt haben, nicht durch einseitigen Entschluß schnell wieder zerrissen werden können, und dafs eine solche Zerreißung für die *geistige Entwicklung* der Nationen ein Todesstofs sey, weil diese ohne die wechselwirkenden Verbindungen und Mittheilungen, welche vorzüglich der Handel gewährt, eben so wenig ihre Kräfte entwickeln und der Bestimmung ihres Daseyns folgen können, als ein einzelner, in einer Wüste abgesonderter Mensch sich auszuleben, d. h. alle seine ihm von der Natur verliehenen Kräfte zu entwickeln vermag. „In der Aehnlichkeit des Lebens der Staaten mit dem der einzelnen Menschen; setzt der Verf. S. 15 hinzu, scheint die Vorsehung einen belehrenden Spiegel beyden entgegen halten zu wollen; der ungebildete, an Geist vernachlässigte reiche Mensch wird in seinem Ueberflusse und bey eingebildeter Macht, nur ein schwacher, armer Diener des geistig gereiften und durch seines Verstandes Ueberlegenheit herrschenden Mannes seyn. So auch ganze Staaten.“ Der Verf. bemerkt 5) dafs der *Staat* eben so wenig als das

Leben des Menschen eine *Maschine* ist, in der sich an dem einen oder andern Rade willkürliche Versetzungen anbringen lassen, ohne den Gang des Ganzen zu lähmen oder zu zerstören. Diese Ansicht soll jedoch den Willen und Eifer zu Verbesserungen nicht ausschliessen, weil in dem Streben nach Vervollkommnung das Leben besteht, und die Nationen durch innern Antrieb und äufsere Einwirkung eben so zum Fortschreiten bewogen werden, wie der einzelne Mensch durch dieselben Triebfedern die Stufen seiner Ausbildung erreicht. Eine weitere allgemeine Bemerkung des Verfassers ist 6) dafs die raschen Sprünge in der physischen, so wie in der moralischen Welt, nach dem Zeugniß der Geschichte, selten gut ausschlagen, und dafs bey der vorgeschlagenen Handelssperre aller österreichischen Landgränzen, besonders wenn diese Verbindungen scharf abgeschnitten würden, die Erfahrung sich gewifs gegen die Ausführbarkeit stemmen, und zu einem raschen Rückschritte nöthigen würde. Als Ursachen davon betrachtet der Verf. a) dafs Italien, seit der Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, aus der allgemeinen Seestraße des Welthandels hinausgerückt ist, so dafs seit dieser Zeit selbst die alten Venetianer bey aller ihrer Macht und Handelserfahrung keine *bedeutende Seitenstrasse* mehr in das adriatische Meer zu lenken vermochten b) dafs das adriatische Meer von den Engländern, durch den Besitz von *Gibraltar*, *Malta*, und *Coſu* beherrscht und c) von den afrikanischen Barbaren zu sehr beunruhigt und unsicher gemacht wird, d) dafs die österreichische Kaufmannschaft, welche bey ihrer bisherigen Verbindung mit den nördlichen und westlichen Handelsplätzen den Handel grossentheils durch *Credit* betreibt, zusammengenommen schwerlich ein hinlängliches Capital besitzt, um bey plötzlicher Abbrechung aller bereits fest gegründeten Creditsverhältnisse durch eigene Geldkräfte die Monarchie mit dem nöthigen Bedarf an Colonialwaaren zu versehen, und dafs fremde Ansiedler zwar wohl kommen, aber selten bleiben, sondern mit ihrem Erwerbe zuletzt wieder fortwandern, e) dafs der Hafen von *Triest* dem Nordstürme ausgesetzt nicht Sicherheit genug für einen grossen Handel anzubiethen scheint, f) dafs selten ein Schiff nach *Triest* kommt, ohne auf der langen und beschwerlichen Fahrt, einen Schiffsschaden erlitten zu haben, der den Interessenten nach Mafsgabe ihres Antheils an der Ladung zur Last fällt und die Waaren vertheuert, g) dafs *Triest* wegen der türkischen Nachbarschaft der Pestseuche ausgesetzt ist, und h) wegen Mangel eines schiffbaren Flusses immer

der größten Vortheile entbehrt, der einem großen Waarenzuge zu Hülfe kömmt und demselben seine natürliche Richtung gibt. Weiter bemerkt der Verf. 7) daß die vorgeschlagene Zwangsverfügung wahrscheinlich nicht zum Vor. sondern zum Nachtheile des österreichischen Handels gereichen würde, indem die österreichischen Handelsleute an diese Eine Waaren-Beziehungsquelle gebunden wären, indessen die Verkäufer die Wahl hätten, in Triest oder in andern Gegenden zu verkaufen. Auch könnte sich 8) eine Clique fremder Capitalisten bilden, welche die schwachen Seiten des Handelmonopoles wohl erkennend, jede schickliche Gelegenheit ergreifen dürfte, durch nachdrückliche Aufkäufe bald von diesem, bald von jenem Artikel die Preise nach Belieben zu regieren. Ferner treten 9) in allen und selbst in den besuchtesten Handelsplätzen der Welt, wie z. B. in London, von Zeit zu Zeit zufällige Umstände ein, wodurch ein oder der andre Handelsartikel selten wird. In den an der großen Seestraße des Welthandels gelegenen Häfen läßt sich zwar einem solchen augenblicklichen Mangel durch schnelle Zufuhr aus benachbarten Handelsplätzen bald abhelfen, aber Triest und Venedig haben keine großen Stapelplätze in der Nähe, um sich in solchen Fällen zu helfen, und hieraus müßte nothwendig ein unersetzlicher Verlust für die ganze Nationalökonomie des hülflosen Staates hervorgehen. Zu diesen Bemerkungen fügen wir noch 10) die Betrachtung, daß im Falle eines Seekrieges der ganze österreichische Handel von der ausschließenden Willkühr der Engländer abhängig und im Falle eines Bruches mit England sogar gänzlich zerstört werden könnte. Welches Schicksal würde im ersten Falle so manchen Zweigen der österreichischen Nationalökonomie bevorstehen, welche die Engländer nicht mit Gleichgültigkeit aufblühen sehen, wie z. B. die Baumwollenspinnereyen? und in welche Lage würde der österreichische Staat erst im Falle eines Bruches mit England selbst versetzt seyn? Würde die Politik des österreichischen Cabinetes, aus dem billigen Bedenken, eine allgemeine Stockung des Aus- und Einfuhrhandels durch einen Bruch mit England herbeyzuführen, nicht unvermeidlich an Englands Willen gebunden, und dadurch eines der glücklichsten Rechte einer großen Macht, der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, beraubt seyn?

Also die Stokungen des Handels, welche zur Zeit der Pest, bey Seekriegen und im Falle eines Bruches mit England unausweichlich, sonst aber auch bey schwacher Zufuhr bisweilen zufällig eintreten könnten, und die Abhängigkeit, in wel-

ehe die österreichische Monarchie durch Concentration ihres Handels auf die adriatischen Seehäfen in Ansehung Englands versetzt würde, rathen von der vorgeschlagenen Sperrung der bisher befahrenen Handelslandstraßen ab. Aber daraus, daß diese Landstraßen offen gehalten werden sollen, folgt nicht, daß der adriatische Seehandel gar nicht benützt und begünstiget werden möge.

Der Verfasser der vorliegenden Bemerkungen gibt S. 31—37 selbst einen *Mittelweg* an, wodurch die wesentlichen Vortheile des adriatischen Seehandels erhalten, und die Nachteile vermieden werden können. Dieser Mittelweg besteht in einem *richtigen Zollverhältniß*, welches die Einfuhr zur See vor der Landeinfuhr begünstigen soll und nach Umständen modificirt werden kann, weil es ganz von dem Gutbefinden der Staatsverwaltung abhängt. „Selbst eine mäßige Zollbegünstigung, sagt der Verf. S. 33, könnte hinreichen, die Indischen, Nordamerikanischen, Spanischen und Portugiesischen Schiffe, um die es eigentlich zu thun ist, in die österreichischen Seehäfen einzuladen, da dieser Unterschied eine Prämie ist, die sie zu ihrem Gewinn anschlagen dürften.“ Der Verf. hat seinen Bemerkungen einen Anhang S. 38—59 beygegeben, in welchem er zwölf der gewöhnlichsten Einwürfe, die seinen Bemerkungen entgegen gesetzt werden, mit vielem Scharfsinn zu widerlegen sucht.

Um diese Anzeige nicht über die Maßen auszudehnen, verweisen wir die Leser in Ansehung dieses interessanten Anhangs auf die Schrift selbst, und bemerken nur noch, daß die Ausführung des Vorschlages, gegen den der Verf. seine Bemerkungen richtet, vorzüglich Böhmen und Mähren, und zum Theil auch Gallizien und den ungarischen Donauhandel sehr hart treffen würde. Denn nur der Handel ist es, der z. B. dem betriebsamen Schlesien, Böhmen und Mähren einigen Ersatz für den erschöpfenden Abfluß an Betriebscapitalien, den sie jährlich auf verschiedenen Wegen erleiden, wieder zurückbringt. Es ist billig, daß diese Länder, die zu den allgemeinen Lasten des Staates so viel beygetragen haben, und fortwährend beytragen werden, bey einem Vorschlage, der ihren Wohlstand ohne Zweifel zu Grunde richten würde, nicht unberücksichtigt bleiben, und denselben ein bereits blühender Propre-Commissions- und Transithandel nicht entzogen werde, der zufolge der im Congress festgesetzten Freyheit der deutschen Flußschiffahrt, mit unendlichem Vortheile auf der Elbe, Oder, Weichsel, u. s. w. betrieben werden

kann. Wir glauben, daß die Staatsmacht nicht so sicher auf dem Reichthum zweyer oder dreyer begünstigter Handelsstädte, als auf dem ausgebreiteten Wohlstand ganzer Länder beruht.

Sind die Waaren über die österreichischen Häfen wohlfeiler und bequemer zu haben, als von Hamburg und Amsterdam, so werden die Handelsleute, vom eigenen Vortheile belehrt, sie ohne Zweifel über den adriatischen Golf zu beziehen suchen, und kommen die österreichischen Ausfuhrerzeugnisse den Abnehmern über Triest am wohlfeilsten zu stehen, so werden sie dieselben gewiß auch aus eigenem Antrieb zu Triest aufsuchen und daselbst vorrätzig finden. Der Handel bedarf also bloß Freyheit, um sich von selbst in die vortheilhaftesten Verhältnisse zu stellen. Die böhmischen und mährischen Erzeugnisse können aber auf der Elbe und Oder gewiß viel wohlfeiler und schneller in die Hände vieler fremden Abnehmer geliefert werden, als über Triest, und auf Wohlfeilheit und Schnelligkeit kömmt im Handel sehr viel an.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift bewährt sich als einsichtsvollen und denkenden, nicht nur durch gewöhnliche kaufmännische Erfahrung, sondern auch durch wissenschaftliche Grundsätze gebildeten, und von rein patriotischem Geiste beseelten Kopf, welches eine um so erfreulichere Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur ist, je seltener sie vorkömmt. Seine Schreibart ist klar, und blühend, und wie es uns scheint, hie und da fast geputzt. Ernsthafte Gegenstände werden besser in einfacher Sprache vorgetragen. Es ist das Vorrecht der *ersten Wahrheit*, des gekünstelten Wortes gar nicht zu bedürfen.

E. Th. H.

Theologie.

Johannis Friderici Theodori Zimmermann Hannoverano-Osterodani, seminarii regii homiletici et societatis theologicae Goettingensis Sodalis, Commentatio de Baptismi origine ejusque usu hodierno, in certamine literario civium academiae Georgiae Augustae die 4. Junii 1815. ab S. V. Theologorum ordine praemio regis munificentia constituto ornata. Goettingae typis Henr. Dietrich. 5 1/2 Bogen in 4.

Vorliegende Preisschrift beantwortet die, von der Facultät der Theologie zu Göttingen 1815 vorgelegte Frage: „quid baptismi ritui, a Christo mandato, remotiorem et propiorem ansam prae-

buerit; quid huncce ritum ex mente Christi et hodieum recte servari demonstret, et num verba Christi Matth. 28, 19. recte intellecta, pro formula, quam vocant, baptismali in celebrando baptismo adhuc retinenda, haberi debeant.“ Die Beantwortung ist eine vollständige Darstellung der Fragen und Meinungen, welche jetzt in den theologischen Hörsälen der Protestanten von der Taufe untersucht und erörtert werden. Der Inhalt ist folgender. Die entfernte Gelegenheit zur Einsetzung der Taufe haben weder die verschiedenen heiligen Reinigungen und Abwaschungen der Juden, noch eine Erwartung der Juden, daß der Messias das Volk durch eine Abwaschung oder Taufe einweihen werde, weder die Einweihung, die bey den Essenern üblich war, sondern die jüdische Proselytentaufe gegeben, die schon vor Johann dem Täufer lange üblich war, welches der Hr. Verfasser fast eben so wie Dr. Bengel (über das Alter der jüdischen Proselytentaufe, Tübingen 1814., vergl. diese unsere Blätter 1815. S. 161. ff.), nur nicht so lichtvoll beweiset. Die nächste Gelegenheit aber zu der, von Christo eingesetzten Taufe hat die Taufe gegeben, durch welche der Vorläufer Christi, Johann der Täufer, die Juden nicht nur zur Besserung der Sitten, sondern auch zur Annahme des Messias, der sogleich auftreten würde, verpflichtete.

Der Beantwortung des zweyten Theils der Frage von der *Beybehaltung der Taufe*, wird die Bemerkung vorausgeschickt, daß bis zum eilften Jahrhunderte die Nothwendigkeit der Taufe Niemand bestritten habe, (jedoch, hätte hinzugesetzt werden sollen, die Kindertaufe ausgenommen). Vom eilften Jahrhunderte an aber erhoben sich gegen diese Nothwendigkeit die Kathari, Petrusianer, Waldenser, Wikleffiten, Hussiten und andere Sectirer. Die Socinianer und Arminianer beschränkten die Nothwendigkeit der Taufe auf die Proselyten; die Quäcker aber weisen sie gänzlich zurück. Unter mehreren neueren (protestantischen) Theologen wird nun gestritten, ob Jesus die Taufe nur auf einige Zeit, oder auf immer eingesetzt habe. Der Hr. Verf. beweiset nun die Einsetzung der Taufe für alle Zeiten auf folgende Art. Obgleich die Taufe eigentlich und zuerst für Proselyten und für den Uebertritt von einer andern Religion zum Christenthume bestimmt war, so ist doch die Bedeutung dieses Gepräuges, sittliche Reinigung des Gemüths, für alle Zeiten. Auch die Erklärung Pauli, daß durch die Taufe der Tod und das Begräbnis des sinnlichen und sündhaften Menschen, und die Auferstehung zu einem tugendhaften Leben abgebildet wird, drückt doch auch überhaupt die Sittlichkeit aus, die zu allen

Zeiten eine strenge Forderung des Christenthums ist, und bey der Annahme desselben symbolisch abgebildet zu werden verdient. Dafs Jesus die Taufe gerade in eben dieser Hinsicht verordnet hat, leuchtet schon daraus hervor, dafs die Taufe Johannis des Täufers, welche die nächste Veranlassung dazu gegeben hat, eben diesen Zweck hatte, und daher βαπτισμα μετανοιας, eine Taufe zur Bekehrung und Besserung genannt wird. Und eben dieses ist von der christlichen Taufe Coloss. 2, 11—13. und Gal. 3, 27. (es hätte auch 1 Petr. 3, 21. hinzugesetzt werden sollen) zu lesen, wogegen die Stellen Röm. 11, 16. und 1 Kor. 7, 14. nicht beweisen, dafs die Kinder der Christen nicht zu taufen seyen. Dafs aber in den Schriften der Apostel keine Meldung von der Taufe der Kinder geschieht, läfst sich daher leicht erklären, dafs solche allgemein übliche Dinge überhaupt in Schriften dieser Art übergangen, und nur diejenigen erwähnt werden, welche einigen Anstand fanden, der gehoben werden mußte, nicht zu gedenken, dafs blosses Stillschweigen nichts beweiset. (Hier hätte auch angemerkt zu werden verdient, dafs die Kinder der jüdischen Proselyten ebenfalls getauft wurden). — Die behaupten, Jesus habe eine Religion ohne alles Gepränge, blofs in Geist und Wahrheit einführen wollen, und die Taufe nur für jene alte Zeiten in der Absicht bestimmt, die Abwaschungen und Reinigungen der Juden und Heiden zu beendigen und abzustellen, indem die Taufe sie alle vertrete, so lange man der Meinung seyn werde, dafs Reinigungen nothwendig seyen; die dieses behaupten, hohlen doch sehr weit aus, und stellen eine Hypothese ohne allen Beweis hin; denn was sie von dem Tode Jesu hieher ziehen, dafs derselbe auch blofs darum als Versöhnungsoffer, dargestellt werde, um alle andere Versöhnungsoffer, die bey Juden und Heiden im Gange waren, zu verdrängen, ist ebenfalls ein bloßer Machtspruch, den sie nicht bewiesen haben, und nicht beweisen können. Diefs drückt der Verf. zu schwach durch *non satis liquet*, aus, woraus erhellet, dafs unter den Protestanten auch über den Versöhnungstod Jesu ein, noch nicht entschiedener Streit herrschet. Was der Hr. Verfasser hinzusetzet, es werde im N. T. keine Stelle gefunden; in welcher die Taufe blofs ein Ersatz für alle andere Reinigungen ausgegeben würde, hätte er auch auf den Versöhnungstod Jesu anwenden können. — Er bemerkt ferner, dafs die Reinigungen und Waschungen bey Juden und Heiden, nicht wie die Taufe, Einweihungsgepränge, sondern Versöhnungs- und Reinigungsgepränge seyn sollten, und folglich auf diese nicht bezogen werden können. Es ist auch in den

Worten Matth. 28, 19. keine Ausnahme von Personen oder Zeiten angedeutet, und mithin gilt die Verordnung für alle Personen und für alle Zeiten. Wie die Beschneidung für alle Mitglieder der jüdischen Kirche war, so ist es die Taufe für alle Mitglieder der christlichen Kirche, obgleich sonst zwischen beyden kein geringer Unterschied Statt findet. Endlich ist die Beschaffenheit der Taufe ein sehr einfaches Gepränge, und ganz dazu gemacht, die Verpflichtung, die der Christ hiedurch feyerlich übernimmt, lebhaft und tief einzuprägen. Sie muß demnach wohl um so viel mehr heyhalten werden, da Jesus sich selbst von Johannes taufen liefs, und da Johannes die Taufe für ihn unnöthig hielt, sagte: *πρεπον εστιν ημιν πληρωσαντας δικαιοσυνας*.

Den dritten Theil der Preisfrage: „num verba Christi Matth. 28, 19., recte intellecta, pro formula quam vocant baptismali, in celebrando baptismo adhuc retinenda, haberi debeant?“ theilet der Hr. Verf. in zwey Fragen ab, von welchen die erste ist: nun verba pro formula haberi debeant baptismali. Der Hr. Verf. gesteht, was ohnehin niemand läugnen kann, dafs die Kirche vor Alters diese Worte zur Giltigkeit und Vollständigkeit der Taufe für unumgänglich nothwendig hielt; er setzt aber hinzu, dafs Bellarminus de Sacram. I. 19., und Becani de Judice contro. §. 53. p. 81., sich hierüber auf die Tradition berufen, und behaupten, aus den Worten Matth. 28, 19. könne die Nothwendigkeit dieser Formel nicht bewiesen werden. Uns scheint aber, dafs sie wirklich in Matth. 28, 19. sehr deutlich liegt, wenn man nur nicht an diesen Worten künstein will, wie wirklich diejenigen, die es nicht anerkennen, die Worte pressen, und alle Spitzfindigkeit aufbiethen, um die Nothwendigkeit dieser Formel aus der Stelle wegzuerklären. Diesem folget hier der Hr. Verfasser treulich, und behauptet, dafs Jesus, wenn er hätte diese Worte zur Formel der Taufe verordnen wollen, anstatt *εις το ονομα τω πατρος κ. τ. λ.* gesagt haben würde: *εν τω ονοματι*, oder *επι τω ονοματι*, oder *επ' ονοματος*. Hätte sich der Hr. Verfasser doch erinnert, dafs Jesus und der Evangelist Matthäus einer solchen schulgerechten Sprache eben nicht huldigten, und dafs noch überdies Jesus nicht Griechisch, sondern Syrisch redete, wo das Beth praefixum alle Präpositionen *εις*, *εν*, *επι*, vertreten kann und wirklich zu vertreten pflegt. Aber die Hauptsache ist wohl, dafs es bey einem solchen Einweihungsgepränge, *das vielfach gedeutet werden konnte*, ausdrücklich auszusprechen war, dafs die Verpflichtung zur Verehrung des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes durch einen heiligen Le-

benswandel, angedeutet werde; denn wie 1 Kor. 10, 2. *auf Mose getauft werden*, so viel ist, als zum Gehorsam gegen Mose verpflichtet werden; und wie 1 Kor. 1, 13. *auf den Nahmen Pauli getauft werden*, so viel gilt als, zum Gehorsam gegen Paulus, als Stifter des Christenthums, verpflichtet werden: so muß auch der Ausspruch Jesu Matth. 28, 19.: *taufet sie auf den Nahmen des Vaters* u. s. w. eben diesen Sinn haben. Es muß daher auch unter den heiligen Geist eine Person verstanden werden, und es ist eine eitle Spitzfindigkeit, wenn der Hr. Verf. S. 38. unter dem heiligen Geiste einen heiligen Enthusiasmus verstehen will, der doch in einem Einweihungsgepränge neben göttlichen Personen keinen Platz behaupten kann. Die Tradition, auf welche sich Bellarminus und Becani, um die Nothwendigkeit der Taufformel zu beweisen, berufen, beruht doch ursprünglich eben auf der Deutlichkeit jener Worte Jesu selbst. Hätte Jesus diese Worte nicht zur Taufformel verordnen wollen: so hätte er wohl bloß gesprochen: *taufet sie*, oder *taufet sie zur Besserung*. — Wenn also Ap. Gesch. 2, 38. 8, 16. *in oder auf den Nahmen Jesu getauft werden*, vorkommt, so ist es eben so wenig ein Beweis, daß bey der Taufe nur der Nahme Jesu genannt wurde, als es ein Beweis ist, daß gar keine Worte dabey ausgesprochen, und die Bedeutung des Gepräuges nicht angegeben wurde, wenn es Ap. Gesch. 2, 41. 8, 12. 38. heißt, sie seyen getauft worden, ohne auch vom Nahmen Jesu Meldung zu machen, oder daß die Taufe gänzlich unterblieben sey, wenn es Ap. Gesch. 4, 4. bloß heißt, die Zahl der Gläubigen sey auf 5000 angewachsen, ohne von der Taufe Erwähnung zu machen. Die Taufe und die bey der Taufe gebräuchlichen Worte Jesu Matth. 28, 19. waren, als Lukas die Apostelgeschichte schrieb, unter den Christen schon so bekannt, daß es unnöthig war, sie bey jeder Gelegenheit ausdrücklich zu wiederholen. Dieses erhellet ganz deutlich aus Ap. Gesch. 19, 1—6., wo Paulus einige Jünger fragt, ob sie den heiligen Geist empfangen haben, und auf die Antwort, daß sie vom heiligen Geiste gar nichts gehört hätten; abermahl fragt: *εις τι εν βαπτισθητε*; *worauf seyd ihr denn getauft worden?* welches offenbar voraussetzt, daß bey der Taufe der heilige Geist, und mithin wohl auch der Vater und Sohn genannt wurde, wie es Jesus Matth. 28, 19. verordnet hatte. Der Hr. Verf. hat freylich auf diese Stelle nicht vergessen, und führet sie S. 35. als Einwurf an; aber seine Antwort hierauf ist eben so gekünstelt, und mithin unwahrscheinlich, als was Andere geantwortet haben. Er schreibt: „*mentio etiam fieri potuit spiritus sancti (bey der Taufe) docendo sive in-*

vocando;" dies ließe sich hören, wenn die Worte Jesu Matth. 28, 19. nicht vorhanden wären; aber da wir diese Verordnung Jesu kennen, so ist es doch weit wahrscheinlicher, daß auf diese gezielt werde. Wenn der Hr. Verf. noch hinzu setzt, der Apostel rede von dem heiligen Geiste, der durch die Händeauflegung der Apostel ertheilet wurde, also bloß von der Wundergabe: so ist der Text des Lukas gerade gegen ihn; denn erst nach der Frage, ob jene Jünger durch die Händeauflegung eines Apostels den heiligen Geist, d. i., Wundergaben, empfangen haben, und nach der Antwort, daß sie gar nichts gehört hätten, ob ein heiliger Geist sey, erfolgt die Frage des Apostels, worauf sie denn getauft seyen, und mithin wird vorausgesetzt, daß der heilige Geist, als Urheber der Wundergaben, ihnen aus der Taufe bekannt seyn sollte, der also wohl bey der Taufe immer genannt werden mußte, wenn diese Frage Statt finden konnte. Denn hätte der Apostel von der Ertheilung des heil. Geistes durch die Händeauflegung der Apostel fragen wollen: so würde er sich wohl der Worte bedienen haben: *hat euch kein Apostel die Hände aufgelegt?* — Der Hr. Verf. mag immerhin aus Tit. 3, 4—6 die Bedeutung der Taufe anführen; er hätte sich aber erinnern sollen, daß aus dieser und ähnlichen Erklärungen Pauli und Petri nicht folge, daß diese Bedeutung *den Täuflingen*, die an andere Bedeutungen der Abwaschungen und Reinigungen gewöhnt waren, sogleich bey der Taufe, vor welcher damahls ein sehr kurzer Unterricht vorherging, bekannt und so ganz geläufig war, daß gar keine, die Untertauchung ins Wasser auf eine gewisse Bedeutung bestimmende Formel nothwendig war, oder daß sie so leicht entbehrt und weggelassen werden konnte. Eben so unzureichend ist die Antwort auf die Stelle des Justinus Apol. maj. 51. p. 79. ed. Paris 1742, wo es heißt, die Taufe werde ertheilt *επι ονοματος τε πατρος των ολων κ δεσποτα δευ, κ τε σωτηρος ημων Ιησου Χριστου, κ πνευματος αγιου*. Eine solche Taufformel kommt zwar sonst nirgends vor, aber fällt es nicht jedem sogleich in die Augen, daß der heilige Martyrer in dieser Schutzschrift für die Christen, einige Worte eingeschaltet habe, um den Heiden zu sagen, wem die Christen unter *Vater* und *Sohn* verstehen? und mithin bleibt die Stelle immer ein unwiderlegliches Zeugniß von dem Gebrauche der Taufformel. — Wenn nun der Hr. Verf. sich gar darauf beruft, daß Jesus den Formeln abgeneigt gewesen sey, weil er auch das sogenannte Gebeth des Herrn nicht als Gebethsformel, und die Worte in den heiligen Abendmahl nicht als Formel vorgeschrieben habe, so können wir unmöglich ganz bey-

stimmen. Wir wollen zwar nicht schlechterdings behaupten, dafs das Gebeth des Herrn eine Gebethsformel seyn soll, gewifs ist es aber doch, dafs es von jeher als solche üblich war, und dafs dieses der Bitte der Jünger Luk. 11, 1. entspricht, auch der Absicht Jesu eben nicht geradezu entgegen ist. Dafs aber die Worte im heiligen Abendmahl, wie der Hr. Verf. sagt, keine Formel seyn sollen, wird wohl der Leser nicht zugeben, der sich erinnert, dafs die zwey Jünger in Emmaus Luk. 24, 30. eben daran Jesum erkannten, dafs er das Brot *segnete, brach, und ihnen gab*, wo doch nur eben jene Worte, die Jesu bey dem letzten Abendmahle bey der Brechung und Vertheilung des Brotes gesprochen hat, den Jüngern die Anzeige geben konnten, mit wem sie bisher gesprochen hatten; denn das Segnen, Brechen und Austheilen des Brotes allein, waren so gewöhnliche Dinge, dafs Jesus aus denselben allein nicht erkannt werden konnte. Jesus hat also selbst diese seine eigenen Worte hier als Formel wiederholt. — Ob übrigens Johannes eine Formel bey seiner Taufe gebraucht habe oder nicht, gehört nicht zur christlichen Taufe, von welcher die Verordnung Matth. 28, 19. vorhanden ist.

Die zweyte Unterabtheilung des dritten Theils der Preisfrage: „num formula in celebrando baptismo adhuc retinenda sit“, wird kurz mit *ja* beantwortet. Zwar meint der Hr. Verf., man könne gar wohl auch blofs im Nahmen Christi taufen, wie Ambrosius de Spiritu Sancto I. 3., und Genadius de script. eccles. 27. behauptet haben; aber die Worte Jesu seyen doch sehr würdig beyhalten zu werden, zumahl da es auch das Alterthum so gehalten hat. — Wir hatten übrigens erwartet, dafs der Hr. Verf. auch die Echtheit der Worte Jesu Matth. 28, 19. von den, freylich unbedeutenden neueren Einwendungen vindiciren würde; aber davon verliert er nirgends ein Wort.

Latinität und Schreibart empfehlen sich eben nicht, und den Sinn entstellende Druckfehler kommen ziemlich zahlreich vor, die in den corrigendis nicht alle angezeigt sind, wie S. 29. Z. 13. *adhuc*, für *ad hunc*; S. 30. Z. 20. *mores*, für *mares*; S. 31. Z. 22. *Ad*, für *At*; minder wichtig ist S. 37. Z. 18. *imago*, für *imago*. Wer sich von den dermaligen Streitigkeiten unter den protestantischen Theologen über die Taufe unterrichten will, wird diese Preisschrift zu seinem Zwecke sehr vortheilhaft finden.

C. Laelius.

Alte Literatur.

Ephori Cumaei fragmenta. Collegit atque illustravit Meier Marx, literarum in academia Heidel-

bergensi Magister. Praefatus est Frid. Creuzer, Caroliruhae apud David Raph. Marx, MDCCCXV. gr. 8. S. XXXII, und 288.

Diese von der philosophischen Facultät der Heidelberger Universität gekrönte Preisschrift, eine herrliche Frucht der daselbst blühenden philologischen Schule, enthält die Lebensbeschreibung des Historikers Ephoros, ein Verzeichniß seiner Schriften, die Beurtheilung seines Stils und seiner Glaubwürdigkeit, und dann die Bruchstücke aus seinen Werken. In der eben so beredt als gelehrt geschriebenen Vorrede zeigt Herr Creuzer, von welcher Wichtigkeit es für die Geschichtsforschung sey, die Bruchstücke des Theopompos und Ephoros, der in der Schule des Isokrates gebildeten Historiker, zu sammeln, da diese nach dem Herodotos, Thukydidēs und Xenophon zu den ersten Historikern des Alterthums gehörten, und die späteren Geschichtschreiber, vornehmlich Diodoros von Sicilien, so vielfältig sie berücksichtigten. Auch bemüht er sich, den Vorwurf zu widerlegen, der ins Besondere dem Theopompos gemacht worden ist, dafs er zu viel Fabelhaftes eingemischt habe, indem er zeigt, dafs Theopompos das Mythische nur eingewebt habe, um auf das in ihm enthaltene Factische hinzudeuten, was Plutarchos in der Lebensbeschreibung des Alexanders C. 35. so bezeichnet: τὸν μῦθον ἀνασώζειν πρὸς τὴν ἀλήθειαν.

Des Herrn Marx *Commentatio de Ephori vita, scriptis, dicendi genere, auctoritate* zerfällt in mehrere Capitel. I. *De Ephori nomine, patria, rebus.* Hier betrachtet Herr Marx zuerst die Stelle des Suidas, und zeigt bey dieser Gelegenheit, dafs *Ἐφορος* häufig mit andern Nahmen, z. B. mit *Ἐπίππος, Εὐφορος* u. a., verwechselt worden ist. S. 11. theilt eine Verbesserung der Stelle im Platonischen Laches S. 161. Zweybrückner Ausg. 179. A. Steph. mit; für *παππῶ ὄντε ἔ οὗτος ὄνομα ἔχει τοῦ μοῦ πατρός* will er nähmlich lesen: *παππῶν τε* (sic!) ἔ οὗτος ὄνομα ἔχει. Dafs in *παππῶ ὄντε* das echte *παππῶν τε* (denn so muß geschrieben und accentuirt werden) liege, haben schon Heindorf z. Theaet. S. 310. und Schleiermacher (Uebersetz. Th. I. B. I. S. 409. Vergl. Jakobs in Sokrates S. 179. *De Geer* in Diatrib. in Polit. Plat. princip. S. 145. wollte nach dem Ficinus lesen: *παππῶν τε ἔ οὗτος ὄνομα ἔχει*) erinnert; doch fand Heindorf mit Recht die Partikel *τε* anstößig und wollte sie tilgen; überdies verwandelte er *ἔχειν* in *ἔχων*, was Jakobs, ohne weitere Prüfung, als zuverlässige Verbesserung aufgenommen hat. Ohne Zweifel aber muß man die Stelle so lesen: *παππῶν δὲ ἔ οὗτος ὄνομα ἔχει, τοῦ μοῦ πατρός* (letzteres ist erklärungsweise hinzugesetzt: *nähmlich den Nahmen meines Vater.*)

In der Stelle des Theaetetos S. 144. A. will Herr Marx S. 16. so lesen: τὸν γὰρ εὐμαθῆ ὄντα ὡς ἄλλος χαλεπὸν u. s. w. Aber τὸ ist unbezweifelt echt und ganz dem Platonischen Sprachgebrauche gemäß; wohl aber möchten wir die leichte Veränderung des ἄλλος in ἄλλος billigen, und die Stelle dann so fassen: τὸν γὰρ εὐμαθῆ ὄντα, ὡς (utpote, scilicet, s. Schäfer z. Long. Pastor. S. 428.) ἄλλος (sonst) χαλεπὸν (nämlich ὄντα; χαλεπός ist heftig, auf-fahrend, hitzig, also dem folgenden πρῶτον entgegen-gesetzt); im Folgenden muß dann γενέσθαι ἄν, was man gewöhnlich als Praeteritum faßt, als Futurum genommen, und zu diesem γενέσθαι ἄν aus dem vorigen τὸ εἶναι das Pronomen τοῦτο ergänzt werden: absichtlich ist der nachfolgende Plural γιγνομένους (nämlich τοιοῦτους) gesetzt, um anzu-deuten, daß man Menschen der Art gewöhnlich nicht antreffe, die Zahl so gearteter also nur auf einzelne Ausnahmen sich beschränke. — Epho-ros ward im 4ten Jahre der 93ten Olympiade ge-boren, und beendete sein geschichtliches Werk im 4ten Jahre der 109ten Olympiade, nach dem Zeugnisse des Diodoros XVI, 76. — II. *De Epho-ri scriptis*. Nach dem Zeugnisse der alten Schrift-steller faßte die Geschichte des Ephoros, die vom trojanischen Kriege bis auf seine Zeiten herabging, 30 Bücher in sich, deren jedes eine besondere Auf-schrift gehabt zu haben scheint. Den Theil des 30ten Buchs, der vom sogenannten heiligen Krie-ge handelt, liefs Ephoros von seinem Sohne *De-mophilos* ausarbeiten; er selbst setzte dann die Ge-schichte bis zur Belagerung von Perinthos fort, und *Diyillos* fügte das Uebrige hinzu. Ferner schrieb Ephoros zwey Bücher, εὐρήματα betitelt, ein Werk σύνταγμα ἐπιχώριον, ein anderes περὶ λέ-ξεως, und noch einige andere, die ihm Suidas, wir können nicht bestimmen, mit welchem Grun-de, beylegt. — III. *De Ephori scribendi genere, auctoritate, fama*. Ein sehr lehrreicher Abschnitt, in welchem der Verfasser mit großer Belesenheit und Umsicht sich vorzüglich bemüht hat, die zum Theil von den Alten schon gefällten ungünstigen Urtheile über den Ephoros zu würdigen. — IV. *De Ephori chronologia*. Eine, wie der Verfasser selbst bekennt, sehr schwierige Untersuchung, die, da die Angaben der Alten so mangelhaft und unbestimmt sind, wohl nicht leicht zu völliger Ent-scheidung wird gebracht werden können. — A. *Ephori historiae*. Zuerst stellt der Verfasser die Bruchstücke aus den Vorreden des großen ge-schichtlichen Werkes zusammen, sodann führt er die Fragmente aus den einzelnen Büchern der Ge-schichte in zweckmäßiger Ordnung auf, und fügt die nöthigen Erläuterungen hinzu. Dann folgen

die Bruchstücke aus dem Werke εὐρήματα betitelt, S. 261—264., S. 264—266. Die aus der Schrift περὶ λέξεως und zuletzt aus dem σύνταγμα ἐπιχώριον.

In diesem Werke, das uns zu großen Hoff-nungen berechtigt, wird der Freund der alten Geschichte und Geographie vielfältige Ausbeute finden; denn mit rühmlichem Fleiße hat der Verfasser alles auf seinen Gegenstand Bezug ha-bende, aus der älteren wie der neueren Literatur, zusammengetragen, und nicht nur große Belesen-heit, sondern auch richtige Urtheilskraft gezeigt. Nur wünschten wir, daß er auf Correctheit und Leichtigkeit des Vortrags größere Sorgfalt gewen-det hätte. Zweckmäßige Indices erhöhen den Werth des Werkes.

Φ.

O e k o n o m i e.

Bemerkungen zur Verbesserung der Rind- Pferde- Schaf- Schweine- und Federviehzucht, gegründet auf die eigenen vieljährigen Erfahrungen des Ver-fassers sowohl, als auch anderer naturforschender Oekonomen. Für alle Landwirthe. Von dem Ver-fasser des Bauern- Katechismus. Stuttgart bey Joh. Fried. Steinkopf. 1814.

Das Werk besteht aus 5 Hauptabschnitten. Der erste enthält die Rindviehzucht. Jeder ein-zelne Abschnitt ist in Bemerkungen getheilt. So besteht der erste Abschnitt aus 47 Bemerkungen, welche durchaus im Receptir- Geiste verfaßt sind. So z. B. 1. Bemerkung. Einrichtung gesunder Stäl-le. 2. Untrüglichste Kennzeichen guter und schlechter Melkkühe. 3. Wie man schöne große Kalber von kleinen Kühen erziehen kann u. s. w. Haupt-sächlich nehmen die Heilmittel den größten Theil der Bemerkungen ein, von denen für uns nichts brauchbares darunter ist. Gegen das Aufblähen des Viehes oder die Trommelseuche verordnet der Verf. das Einschütten eines halben Trinkglases Brantwein mit gestossenem Pfeffer; das vortreffliche Mittel mit lebendigem Kalk ist ihm also unbe-kannt. Gegen das Blutharnen verordnet er ge-röstete frische ungesalzene Butter, bis sie braun wird, mit Salz alsdann vermischt, und in Milch dem Vieh eingegeben. Der längst bewährte Absud von hyoscyamus niger in Bier ist ihm unbe-kannt u. s. f. Kurz, wir haben hier, so wie in der Pferde- Schaf- Schweine- und Federviehzucht nichts Neues und nichts Brauchbares gefunden, und können daher von diesem Werke kein an-ders Zeugniß geben, als daß es existirt.

K * * n.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 38.

Freitag den 10. May.

1816.

Topographie.

Promenades pittoresques dans Constantinople et sur les isles du Bosphore, suivies d'une notice sur la Dalmatie, par Charles Pertusier, officier au Corps Royal de l'Artillerie, attaché à l'Ambassade de France près la Porte Ottomane. Tome premier. Paris St. Nicole, à la librairie stéréotype, Rue de Seine No. 12. 1815. Drey Bände in Octav von 438, 467, 476 Seiten.

Dieses Werk ist im Französischen ungefähr was Murhard's Gemähde von Konstantinopel (ebenfals drey Theile) im Deutschen; eine gefällige Einkleidung längst bekannter Ortbeschreibungen mit wenigen neuen aus eigener Ansicht geschöpften Ansichten, und manchem sehr wesentlichem Verstosse wider die Chorographie und Historie Konstantinopels. Dem Verf. scheint die Idee von den Reisen des jüngern Anacharsis und Antenor's vorgeschwebt zu haben, indem er in die Beschreibung seine Spatziergänge sowohl das Sittengemähde der Landesbewohner als Notizen über die Regierung und Staatsverfassung verwebt. Ueber beydes verspricht er sich in Werken, welche diesem folgen sollen, noch mehr zu verbreiten. Indessen hat er in diesem die ältesten und neuesten Topographien Konstantinopels, Gilles, Ducange, Dionysius von Byzanz, Banduri, Pococke, Tournefort, Chevalier Dallaway, Spon und Wheler benützt, nur aber nicht immer mit der gehörigen Selbstansicht an Ort und Stelle, wie wir dieses sogleich aus mehr als einer Verirrung und Versetzung von Flüssen und Ortschaften nachweisen wollen.

Erster Spatziergang. Die Propontis.

Zweyter Spatziergang. Der Bosphorus und die cyanischen Inseln an der Mündung desselben, S. 48. *Madschar Bouchru*, soll *Madschar Buruni*, d. i. *Ungarisches Vorgebirg* heißen; von den Ungarn, welche hier in dem asiatischen Schlosse unter der Zeit Mu-

Fünftes Heft.

rads III. gefangen sassen, und zu den Festungsarbeiten verwendet worden. Der Nahmen des Bergs, worauf ehemahls der Tempel des Jupiter Urius stand, ist heute *Jorisberg* (eine augenscheinliche Verstimmlung des alten *Urius*.) Auf dem zunächst gelegenen Riesenberge, den der Verfasser ganz mit Stillschweigen übergeht, ist das von den Franken so genannte Riesengrab nach der heutigen türkischen Ueberlieferung das Grab des *Josue*, und nach der alten griechischen das des *Amykus*, den Jason hier mit der Wurfscheibe tödtete.

Das Schloß *Kila* wird (S. 51) nach Europa versetzt, während es in Asien liegt, und dasselbe geschieht mit dem *Chrysorhoas* (S. 49).

Die sogenannte Pompejussäule weicht der Verf. zum Altar der Freundschaft, und vom sogenannten Ovidiusthurm meint er, daß der Dichter nicht zu beklagen gewesen wäre, wenn er hier der schönen Aussicht und der gesunden Luft hätte genießsen können. Bekanntlich ist diese sogenannte Säule ein Altar aus den Zeiten der Römer, der Thurm aber ein telegraphischer Wachthurm aus den Zeiten der Bysantiner.

Die zu Ende dieses Spatziergangs nach Tott und Ruffin vom letzten Chan der Krim erzählten Anekdoten haben den Anstrich französischen Witzes: So soll er z. B. von sich und von seinen gleichzeitigen Monarchen gesagt haben: *On doit m'appeller en Europe le portefaix des Ottomans; le Sultan bercé par les plaisirs dans son Serail coule des jours paisibles, sans éprouver d'autres fatigues que celles des l'amour. — Catherine de son côté peut-être dans ce moment même donne audience à son amant favori, et tout en recevant ses caresses medite d'en changer. Quant à Frédéric il est botté; la carte de l'Europe sous les yeux; il suit mes différentes marches et dit: Le Kan des Tatares est la!*

Dritter Spatziergang außerhalb der Mauern von Konstantinopel; die inner den Mauern des Serails stehende Säule mit der Inschrift *Fortuna reduci of devictos Gothos*, welche von Einigen dem zweyten Theodosius, von anderen der Gemahlinn Justinians Theodora zugeschrieben wird,

ist den Reisenden gewöhnlich unzugänglich und konnte nur bey der außerordentlichen Gelegenheit, wo bey der Bewehrung der Stückwälle durch Sebastiani wider L. Duckworth's Flotte auch Franken hier eingelassen wurden, von demselben in der Nähe besehen werden. Bey der Aufzählung der Köschke des Serais: *Jalli Köschk*, *Mermer Köschk*, *Indschir Köschk* und *Gulab Köschk*, fehlen drey, nämlich das neue Gartenköschk im unteren von Sultan Selim III. durch den Gärtner Boos angelegten neuen Garten; das alte Gartenköschk im oberen Theile desselben Gartens, und das *Alai Köschk* oder Köschk der öffentlichen Aufzüge, von wo aus der Sultan dieselben ansieht. S. 127 wird eines uns unbekanntes Ceremoniels erwähnt, das nämlich mit Frühlingsanfang die Bittschrift um Einstellung der Jagd, während der Begattungszeit des Wildes dem Sultan durch einen kleinen Vogel dargebracht wird. Rec. will glauben, das es hiemit eine richtigere Bewandtnis habe, als mit der Angabe S. 131. das Ahmed Koprili erdrosselt, und inner den Mauern der 7 Thürme begraben worden, eine Angabe, welche sich so an der Geschichte als Topographie versündigt, denn Ahmed Koprili ist nicht erdrosselt worden, sondern starb an Krankheit, wie das in den Annalen des osmanischen Reichs von Raschid I. Band umständlich zu lesen ist, auch ist er nicht in den 7 Thürmen begraben, sondern an der Seite seines Vaters Mohammed Koprili in dem Mausoleum desselben an der großen Diwanstrasse; was ebenfalls aus Raschid zu ersehen. Das Ajasma von Balikli war schon zu Zeiten der Byssañtiner als der Quell unsrer lieben Frau von den Goldfischen bekannt.

Vierter Spatziergang. Die Wasserleitungen von Belgrad und Burgas; dieser Abschnitt ist der genaueste und richtigste des ganzen Werkes wegen der sehr deutlichen auseinandergesetzten Hydrographie der verschiedenen Wasserleitungen; das Verdienst davon scheint aber nicht dem Verf. sondern dem Grafen Andreossy zu gehören, dessen über die Wasserzuflüsse Konstantinopels entworfenes hydrographisches Memoire Hr. P. zu benutzen Gelegenheit hatte. Ganz falsch ist, was S. 159 von dem Ursprunge der heutigen orientalischen Musik behauptet wird, das sie von den Arabern zu den Persern gewandert sey, während so Araber als Türken dieselbe von den Persern erlernt, von denen überhaupt nach der Zerstörung ihres alten Reichs die Cultur erst zu den Arabern übergegangen ist.

Fünfter Spatziergang. Konstantinopel. Die Bemerkung, das nur die kaiserlichen Moscheen einen Freytagsbetete *Chatib* und eine Kanzel für dieses Gebet (*Chuthe*) haben ist unrichtig. Moscheen, welche eine solche Kanzel haben, hei-

sen *Dschami*, die anderen *Mesdschid*, aber deshalb sind die ersten noch keine kaiserlichen. Zu Ende dieses Abschnittes gibt der Verf. die Inschriften der alten Denkmähler des Hipodroms nach Gruter, als ob sie heute noch so zu lesen wären.

Sechster Spatziergang nach den süßen Wässern. S. 313 wird den Armeniern deutsches Phlegma beygelegt: L'Armenien y apporte son flegma germanique. Beym *Okmeidan* hält er sich über die Uebung des Pfeilschießens auf, da dasselbe doch als vom Propheten empfohlen, unter die vorzüglichsten Kriegsübungen eines Moslims gehört. In Betreff der apocryphischen *Diatriben de l'ingenieur Sid Moustafa* verfällt er in den Fehler, den er mit mehreren anderen Literatoren theilt diesen Nahmen (hinter dem sich die Argyropulos versteckten) für den eines wirklichen Ingenieurs zu halten.

Siebenter Spatziergang. Chalcedonia und Fernerbaghsche, das alte Vorgebirg *Heracum*, wobey die Beschreibung der griechischen Ostern und die Abreise der Karawane von Mekka unter Einem vorkommt. Ueberhaupt macht sich der Verf. mit der Eintheilung seiner aus den bekannten Reisebeschreibungen der Türkei compilirten Materialien sehr bequem, indem er dieselben ohne den mindesten Zusammenhang oder Uebergang wie es kömmt in einen oder den anderen Spatziergang hineinwirft. Eine Bequemlichkeit, die sich höchstens damit, das man auf einem Spatziergange, ja über Alles reden oder wenigstens denken kann, entschuldigen läßt. So kömmt er im *achten Spatziergange* auf die Fasten und die beyden Bairamfeste, und im *neunten* bey Gelegenheit des Havens auf den Einfluß der Astrologie bey den morgenländischen Völkern zu sprechen.

Der *zehnte Spatziergang* beginnt mit dem zweyten Theile. Die Moscheen und militärischen Anstalten Konstantinopels werden durchgegangen. Einer der größten chronologischen Schnitzer ist S. 49 wo der noch heut in Konstantinopel lebende Hr. Ruffin schon als wirklicher Geschäftsträger nach dem Frieden von Passarowitz (1718!) aufgeführt wird; wäre dieß wahr, so verdiente er freylich dreyfach, wenn nicht der Weisheit doch dem Alter nach der *Nestor des Orients* zu heißen, wie der Verf. ihn betitelt.

Eilfter Spatziergang nach der sogenannten *ochelle du grand Seigneur* in Asien, wirklich eines der schönsten Thäler des Bosphoros. von dem der Verf. aber eben so wenig als von irgend einem anderen etwas Neues, das sich nicht schon in früheren Reisebeschreibungen fände, vorzubringen weiß. Wenigst hätte er die Ursache erwähnen können, warum das hier gebaute Sommer-

lusthaus *Tokat* heisst. Weil Sultan Murad IV. hier die Nachricht von der Eroberung dieser Stadt erhielt, und denselben im ersten Ausbruche seiner Freude sogleich auf dieses Lusthaus übertrug. Fast gegenüber auf der europäischen Seite des Bosphorus liegt anderthalb Stunden landeinwärts das Dorf *Belgrad*, dessen Nahmen an die berühmte rumelische Festung, so wie der Nahmen *Tokats* an die asiatische erinnert.

Zwölfter Spatziergang, die *Chane*, *Basare*, *Tscharschi* und *Besestan*. Diese hier zusammengestellten Titel sind keineswegs befriedigend erklärt. *Chan* ist ein Waarenlager, das von Kaufleuten und Wechslern bewohnt wird, die darin ihre Geschäfte treiben. *Tscharschi* ist der blosser Marktplatz, *Basar* der Markt selbst, *Besestan* eine gedeckte Halle mit Buden, die sonst auf Arabisch auch *Kaissarie* genannt wird, vermuthlich von einer der vorzüglichsten solcher Hallen in Cäsarea. Charakteristik der vier vorzüglichsten Nationen des türkischen Reichs, der Osmanli, Griechen, Armenier und Juden, in Bezug auf ihre verschiedene Beschäftigungen. Die letzten wie überall Mäcker, die Armenier Banquiers, die Griechen speculirende Kaufleute besonders zur See, die Türken im Besitz aller bequemerer Handwerke, welche die wenigste Mühe fordern.

Dreyzehnter Spatziergang. Beschreibung von Ejub, wo der Sultan das Schwert umgürtet, mit Beschreibung der dabey üblichen Feyerlichkeiten.

Vierzehnter Spatziergang. Die Vorstädte von Pera und Galata.

Fünfzehnter Spatziergang. Das Serail samt den Audienzen. Die Bemerkung dafs das Ceremoniel des Hofes noch grösstentheils dasselbe sey, wie es zur Zeit der byssantinischen Kaiser gehalten ward, hat ihre vollkommene Richtigkeit, von der man sich durch Vergleichung der Beschreibung die Luitprand von seiner Audienz zu Constantino- pel gibt, mit der der heutigen Audienzen leicht überzeugen kann; aber defshalb ist diefs Ceremoniel nicht ursprünglich wie der Verf. meint, dem griechischen Hofe angehörig, es ist das alte asiatische vom persischen Hofe auf den von Constantino- pel vererbte Ceremoniel.

Sechzehnter Spatziergang. Skutari und die Aussicht vom Berge Bulgurlu. Ueber die neuen Einrichtungen zu Skutari, die Moschee Selims III. und die zur Zeit der letzten Revolution zerstörte, dann aber wieder hergestellte Druckerey. Feyerlichkeiten bey türkischen Ehen, welche so wie die bey der Beschneidung angestellten sieben Tage dauern. Das Meiste und Wichtigste, was im ganzen Werke enthalten ist, sind die hier gegebenen Notizen über die Erbfolge nach den isla-

mitischen Gesetzen. Der Verf. darf dafür mehr auf den Dank seiner Leser rechnen, als für die in dem *siebzehnten Spatziergange* aus Mouradja d'Ohsson wiederholten Nachrichten über die Kosmogonie und die Dogmatik des Islams.

Der achtzehnte Spatziergang eröffnet den dritten Theil. Das Fest des ersten May's, an welchem die vornehmsten Mädchen und Weiber Blumen sammeln und Reigen tanzen, fällt mit dem auch in Europa an diesem Tage, in ganz Europa gefeyerten ersten Mayfeste zusammen. In England Maypoles Morrisdances u. s. w. (S. Brand's popular antiquities) wie der Aprilnarr sich auf das indische Hulifest zurückführen läfst. Aber auch der erste März ist gleichsam als der Anfang des Frühlingsmonds ein festlicher Tag, dessen Ankunft die griechischen Weiber am Vorabende durch das Zerbrechen alter Töpfe und Geschirre, die sie bey dem Fenster hinauswerfen, ankündigen mit den Worten: Hinaus Flöh und Wanzen, herein Segen und Braut. Dieser ganz gewifs sehr alte Gebrauch einer Hausreinigung deutet nach der Meinung des Rec. auf die im Monath Februar von den Römern beobachteten Reinigungen hin, und gehört als solche vielmehr dem letzten Tage des Februar, als dem ersten Tage des Märzens an.

Neunzehnter Spatziergang. Die Begräbnisstätten zu Pera, Galata. Die kleine hier gegebene Sammlung von türkischen Grabinschriften ist bey dem bisherigen gänzlichen Mangel einer Anthologie türkischer Epitaphen nicht ohne Werth. Das erste ist die Grabschrift auf dem Grabmahle des Kapudan Husseinpascha. Hr. P. dankt dieselbe vermuthlich seinen orientalischen Freunden zu Konstantinopel, besonders dem sehr schätzbaren Vorsteher des französischen Sprachknabeninstituts Hrn. Ducau Roy.

Zwanzigster Spatziergang. Die Prinzeninseln und ihre Klöster, bey deren Gelegenheit eine ziemlich ausführliche und grösstentheils richtige Darstellung der Hierarchie der griechischen Kirche gegeben wird.

Der ein und zwanzigste (dem Rec. wohlbekannte) *Spatziergang* nach *Akbaba*, einem, Bujukdere gegenüber in Asien, zwey Stunden landeinwärts sehr schön und reizend gelegenen Dorfe und der Fontaine von *Karakulla*, ist der einzige des ganzen Werks, der bisher von anderen Reisenden unbeschrieben geblieben ist.

Der zwey und zwanzigste Spatziergang vollendet die Beschreibung Konstantinopels, und der *drey und zwanzigste* beschäftigt sich mit *Tarapia*, dem Sommeraufenthalte des Verf., der hier sentimental wird, und die Stunden genossener Liebe ins Gedächtnis ruft.

Hierauf folgt jedoch ohne Ueberschrift des vier und zwanzigsten Spaziergangs, den dieser Aufsatz eben sowohl als die vorigen hätte tragen mögen, eine kurze lobende Notiz über Sultan Mahmud, über die Spatziergänge von Dolmabagdsche, Beschiktasch u. s. w. Den Anhang macht Un Souvenir oder einige topographische und historische Details über Dalmatien, Ragusa und das venezianische Albanien. Zu Ende werden 25 gestochene Aussichten von Konstantinopel angebracht, zu denen dieses Buch als Text vorausgeschickt ward, die aber nach dem Prachtwerke Melling's vermuthlich eben so wenig Neues und Vorzügliches enthalten dürften, als diese 3 Bände Spatziergänge nach den schon vorhandenen Topographien Konstantinopels, durch welche jedoch eine neue und gründliche nichts weniger als überflüssig gemacht ist.

Σ.

Reisebeschreibung.

Meine Reise von Hamburg über Berlin, Leipzig u. s. w. nach Heidelberg. Für Aerzte und Nichtärzte beschrieben von Dr. Wigand. Mit einem Kupfer. Frankfurt am Mayn, in der Andräischen Buchhandlung, 1815. XVI. u. 130 Seiten; in 8.

Es ist dieses die Erholungsreise eines edlen Märtyrers seiner Kunst, welche durch Gemüthlichkeit und wissenschaftlichen Gehalt zu einer anziehenden Lectüre wird. Herrn Wigands Art zu sehen hat viel Eigenthümliches; seine Bemerkungen sind geistreich, gemüthvoll und über bekannte Dinge selbst ein eigenes Interesse verbreitend. Schon in Boizenburg macht er eine Bemerkung, die ein Wort zu seiner Zeit genannt werden kann: „Man habe eine Menge von Schriften über die Pflichten, welche der Arzt seinen Kranken oder seinem Publicum überhaupt schuldig sey; aber noch existire kein einziges, vollständiges, freyes und kräftiges Wort, wodurch das Publicum mit seiner Schuldigkeit, d. i. mit den vielen Pflichten bekannt gemacht werde, die es seinem Arzte schuldig sey.“ Ein Thema dessen Durchführung die kraftvolle Feder eines rechtlichen Arztes, der das Wesen der medicinischen Praxis aus eigener Erfahrung kennt, und in so fern am besten zu würdigen versteht, was die Aufopferungen, welche auf diesem Stande lasten, werth sind, und wie wenig sie erkannt und vergolten werden, zu beschäftigen verdiente. Am interessantesten für den kunstverwandten Leser sind die Details von den Berliner Aerzten, in

welcher Stadt der Verf. etwas länger verweilte. Man folgt ihm mit Vergnügen in die Gesellschaft der dortigen gelehrten und einer verdienten Celebrität auch im Auslande sich erfreuenden Männer, eines Meyer, Reich, Hufeland, Wolfart, Ribbke, Horn, Rudolphi, Heim etc., und erfährt bey dieser Gelegenheit manches Wissenswerthe, wovon wir hier nur Einiges ausheben wollen. Hr. Meyer, gegenwärtig Einer der beschäftigten und beliebtesten praktischen Aerzte Berlins und ein Schüler Reich's hat beobachtet, dafs nach sehr vielen chronischen Durchfällen das S romanum in den Leichen mit sehr dicken faecibus gefüllt augetroffen werde, so dafs in diesen Fällen blofs der Mastdarm allein den Durchfall gemacht zu haben scheine. Bey der Tympanitis, besonders in Nervenfiebern, will er eine Mischung aus 8 bis 10 Granen Alaun mit 8 Gran des Pulv. aromat. noch am wirksamsten gefunden haben. (Doch wohl nicht bey einer Tympanitis von und mit Entzündung im Unterleibe?) Von Hrn. Prof. Reich erfahren wir, dafs er im Geiste seiner chemischen Ansichten die Versuche mit der Salzsäure beharrlich fortsetze; dafs er über den Typhus und die Hirnentzündung an 2400 Kranken Beobachtungen gesammelt, und mehr als 200 Leichen solcher Verstorbenen geöffnet und unter diesen nur dreymahl eine wirkliche, entschiedene Hirnentzündung angetroffen habe; dafs er interessante Erfahrungen über die Veränderungen, welche die Zunge in bedeutenden Krankheiten erleidet, gemacht, und solche zu einer künftig herauszugebenden Zungenlehre benützen werde.

Die merkwürdigsten Notizen über den berühmten Hufeland betreffen seine Methode des klinischen Unterrichtes und seine Meinung über den thierischen Magnetismus. Die erstere bestehe in Folgendem: Zuerst lasse er die Schüler fragen, ohne ein Wort darein zu reden, dann thue er am Ende selbst ein paar zweckmäfsige Fragen, leite dadurch, wo es nöthig sey, den Schüler auf eine andere und richtigere Ansicht, und schliesse dann mit einer gemeinschaftlichen Berathung über die anzuwendende Heilart. Dr. Otan ist sein Assistent. Die rad. levistici scheine dermahl das Haupt-Diureticum in der Anstalt zu seyn; auch Calomel und Extr. hyoseyami kommen sehr oft an die Tagesordnung.

Ueber den thierischen Magnetismus äufserte sich Hr. Hufeland dahin, dafs wohl die meisten von den grosen und seltsamen Wirkungen auf Rechnung der Phantasie gebracht werden müßten, und dafs deshalb dieser Gegenstand nicht delicat, vorsichtig und umsichtig genug behandelt werden könne, ja er befürchtet, dafs am

Ende wohl gar die Polizey sich werde in die Sache mischen müssen. (Gewiß eine sehr richtige Ansicht). Hr. Prof. *Ribbke* ist der erfahrenste und geachteteste Geburtshelfer Berlins. Er besitzt eine ungewöhnlich große Sammlung von Gebärmutterpolypen, die hier häufig vorkommen und ein endemisches Uebel zu seyn scheinen. Von dem würdigen *Horn* heißt es, er sey ein wahrer Schatz für die Charité, der einzig seiner Kunst und dieser schönen großen Anstalt lebe.

Die Charité-Krankenanstalt sey eine der musterhaftesten ihrer Art, und Hr. Hofr. *Horn* gebühre der Ruhm, sie zu dieser Würde emporgehoben zu haben. Ungleich weniger hat dem Verf. die mit der Charité vereinte Entbindungsanstalt gefallen. Hier herrsche noch immer „viel zu viel von dem rohen, ungeschliffenen Geiste, an welchem auch die Geburtshilfe in Deutschland lang genug gelitten habe.“ Besonders fand er den großen amphitheatralischen Entbindungssaal mit dem wie einen Nothstall angeschriebenen *Ossianer'schen* Geburtsstuhl“ worauf die Gebärenden Angesichts der Schüler entbunden werden, (mit Recht) empörend und die Menschheit erniedrigend. Es sey eine gräßliche Seite unseres Zeitalters, daß man mit den Worten: Es geschehe zur Ehre der Kunst, Alles, selbst das Unnatürliche entschuldigen und rechtfertigen zu können glaube u. s. w. Alle Hoffnungen des Verfs. zu einer besseren Reform beruhen auf Hr. *Kothe*, zweytem Geburtshelfer an der Charité. Ueberhaupt findet Hr. W. die Vereinigung der Entbindungsanstalten mit Hospitälern höchst unzweckmässig, widersinnig und inhuman, und erglaubt, daß hierin ein wichtiger Causalmoment von den Verwüstungen liege, welche das Kindbettfieber in öffentlichen Entbindungsanstalten anrichtet. (Das mag seyn da, wo man, wie der Verf. annimmt, „Schwangere und Neuentbundene mitten in ein Hospital, also mitten unter Kranke bringt“ S. 48. Allein, daß diese Annahme keine Anwendung auf die Wiener Entbindungsanstalt, die der Verf. unter andern im Auge gehabt zu haben scheint, leiden könne, indem diese Anstalt eine für sich bestehende, von dem übrigen Hospitale durch weite Räume getrennte, ganz isolirte und abgeschlossene, und bloß in ökonomischer und politischer Hinsicht verbundene Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses ausmacht, wird ein Jeder einsehen, der die Localitätsverhältnisse des Wiener-Gebährhauses kennt. Daß die Tödtlichkeit des Kindbettfiebers einen höhern Grad erreicht in großen Gebäranstalten und unter gewissen Umständen hier leicht einen epidemischen Charakter annimmt, ist eine bekannte Sache, wovon der Grund

zu nahe liegt, um ihn in Localitätsverhältnissen besonderer Art zu suchen. Wer die Bosartigkeit dieses Fiebers aus Erfahrung kennt, wird es nicht befremdend finden, wenn viele zu gleicher Zeit, und in einem gemeinschaftlichen Locale Erkrankte daran sterben. Das Wiener-Gebährhaus, so classisch auch seine Einrichtung übrigens ist, theilt bey einreisender Epidemie dieses Fiebers das Schicksal mit allen übrigen großen Anstalten dieser Art, daß unter solchen Umständen auch sogar die kleinern nicht verschont, wie die von Hr. Prof. *Nägele* meisterhaft geschilderte Epidemie in der Heidelberger-Entbindungsanstalt von 1811 und 1812 beweiset. Durchaus falsch und unwahr aber ist die vom Verf. ohne nähere Prüfung in seine Schrift aufgenommene Behauptung *Jäger's*, „daß im Hospitale zu Wien Niemand ein ganz zuverlässiges Beyspiel habe anführen können, daß auch nur Eine Kranke gerettet worden wäre.“ S. 49. Man weiß in der That nicht, was man von dem Verstande sonst achtbarer Männer denken soll, die sich solche im höchsten Grade inhumane und bis zur Verläumdung unwahre Angaben erlauben, deren Authenticität, wenn man auf die erste Quelle zurückgeht, auf der nichtigen Autorität unmündiger Kunstjünger, oder auf einem faßelhaften Gerüchte beruhet, das der Leichtsinns absichtlos als eine Neuigkeit, der böse Wille aber im Dienste der Verläumdung geflissentlich verbreitet. Möchten doch reisende Kunstgenossen, die sich berufen dünken, der Welt von den Medicinalanstalten eines fremden Landes oder Volkes Kunde zu geben, mit mehr Gewissenhaftigkeit zu Werke gehen, und sich zum unverbrüchlichen Gesetze machen, nichts in ihre Berichte aufzunehmen, was sie nicht mit eigenen Augen gesehen, genau beobachtet, gehörig geprüft und gründlich erforscht haben!) — Nachdem uns Hr. W. noch mehrere Gelehrte Berlins vorgeführt hat, kommt er endlich zu dem ehrwürdigen Veteranen, dem Hr. Geheimenrath *Heim*, bey dem er am längsten verweilt, und von dem er uns ein sehr anziehendes Gemälde aufstellt. Wir können hier nur einige Züge, welche den Heilkünstler charakterisiren, ausheben. Sein Wissen sey ein lebendiges Wissen, das sich auf Erfahrung, nicht auf Büchergelehrsamkeit gründe, denn seine Bibliothek lasse sich bequem in ein Paar Schubladen packen. Es gebe fast keine Ausschlagskrankheit, die er nicht schon in gewissen Entfernungen bloß durch den Geruch erkenne. Am Krankenbette höre man ihn nur sehr wenige Fragen thun. Er gehöre überhaupt zu den echt hippokratischen Aerzten, — welche noch der Natur etwas zutrauen, und daher gelinge es ihm,

die größten Kuren mit den kleinsten, einfachsten Mitteln zu vollbringen. Aber wo Gefahr eintrete, sey er auch ein kühner Arzt, der große Mittel geltend mache. Hieher gehört vorzüglich seine Methode, die Hirnwassersucht der Kinder zu behandeln, die anfangs bloß in kaltem Waschen des Kopfes bestand, demahl aber in einem vollständigen und anhaltenden Begießen des Kopfes mit eiskaltem Wasser, in längern oder kürzern Pausen durch einen oder mehrere Tage fortgesetzt, bestehet. (Bey dieser Gelegenheit theilt uns der Verf. seine eigenen Erfahrungen über diese ihm häufig vorgekommene Krankheit mit, welche den scharfen Beobachter und denkenden Arzt bezeichnen.) In Lungenentzündungen bey Kindern verlasse sich *Heim* bloß auf die Blutentziehung durch Blutigel, deren er gewöhnlich 4 bis 5 an die Brust anlegen, und deren Gebrauch er nach Erfordernis auch wiederholen lasse. Ueberhaupt sey er der Meinung, daß ein Kind nicht zu viel Blut verlieren könne. — In Leipzig machte Hr. W. Bekanntschaft mit Hrn. Prof. *Jörg*, und erneuerte die alte mit Hrn. *Rosenmüller*. Von beyden wird viel Gutes und manches in seiner Art Merkwürdige gesagt. In Jena konnte er wegen Zunahme seiner kränklichen Umstände nur seinen Universitätsfreund *Succow*, seinen alten Lehrer *Gruner*, der noch immer, wie in seinen jüngern Jahren, Jovialität und attisches Salz mit gelehrtem Fleiße verband, und den Hrn. Prosector *Homburg* sehen. Von Jena ging der Weg über Weimar, Gotha u. s. w. nach Würzburg. Die Hrn. von *Siebold* und *Pickel*, auf deren Bekanntschaft sich der Verf. gefreuet hatte, waren gerade verreiset; desto mehr conversirte er mit Hrn. *Brünninghausen*, den er als einen Geburtshelfer von großer Beobachtungsgabe und hellen Ansichten schildert, dessen Maxime in Hinsicht auf baldige, der Natur künstlich abgedrungene Beendigung des Nachgeburtsgeschäftes er jedoch mit mehrern Gründen bestreitet. Mit 2ten October langte Hr. W. in Heidelberg dem Ziele seiner Reise an. Diesen Abschnitt seines Reiseberichtes verspricht er nach seiner Rückkehr zu liefern, worauf wir uns freuen, und wozu wir uns die verjüngte Kraft einer vollständigen Genesung wünschen.

Die Auflage ist schön und correct. Das Kupfer stellt die Begattungsceremonie der Spinne aus *Heim's* Observatorium dar.

Römisches Recht.

Anfangsgründe des römischen Privatrechts, systematisch dargestellt von *D. Johann Kaufmann*, Professor des römischen Civil- und des Kirchen-

rechts an der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie. Zweyte Abtheilung, welche die dinglichen Sachenrechte enthält. II. Hälfte. Von dem Erbrechte, Wien und Triest bey Geistinger. 1816. 228 S. 8.

Mit der vorliegenden Lehre: von dem Erbrechte, hat nun die zweyte Abtheilung dieser Anfangsgründe: von den dinglichen Sachenrechten, (s. W. a. L. Z. Nro. 33. vom 25. April 1815) ihr sechstes und letztes Hauptstück erhalten, so daß von dem Ganzen bloß noch das persönliche Sachen- oder Obligationen-Recht abgängig ist.

Das Erbrecht zerfällt, nach einer kurzen Einleitung, in zwey Abschnitte: von der Universal- und von der Singular-Succession. Erstere ist wieder auf zwey Lehrstücke: von der directen und fideicommissarischen Universal-Succession, zurückgeführt. Jene wird nach der Erb-Delation (Tit. 1.), nach dem Erwerbe, (Tit. 2.) und dem Verluste der Erbschaft (Tit. 3.) betrachtet. Der erste Titel schildert (Absatz 1.) die Intestat- und (Absatz 2.) die testamentarische Erbfolge. Diese Abtheilung der Materie von dem Erbrechte ist dem Verf. großentheils eigen, und einem Lehrbuche für Anfänger, besonders auch als Vorbereitung zu dem Studium des österreichischen bürgerlichen Gesetzbuches, sehr angemessen. Wir gehen nun auf das Besondere des Inhaltes über.

Die von dem Verf. (§. 145) gebildeten Begriffe von Erben und Vermächtnisnehmern drücken die Sache besser aus, als die bisher gangbaren.

Die römische Intestat-Erbfolge ist (§§. 148—155) kürzer, als gewöhnlich behandelt, ohne Zweifel aus dem Grunde, weil sie bey uns schon lange außer Gebrauch ist. Dagegen wurden ihr (§§. 149 und 150) gründliche und lichtvolle Definitionen der Verwandtschaft vorausgeschickt, und dabey wurde auch von der, von so vielen Rechtslehrern und Gesetzgebungen nicht beachteten, und doch so wichtigen, mehrfachen Verwandtschaft, nach *Hugo*, gehandelt. Die verschiedenen Successions-Arten ab intestato sind (§. 151) dem römischen Gesetzbuche gemäß bestimmt, und die Frage, was das jus representationis sey, und wann dasselbe Statt finde, wurde richtig entschieden. Zugleich ist bey diesem Gegenstande der Begriff von Stämmen (stirpes) noch einfacher und consequenter festgesetzt, als es selbst *Glück* gethan hat. Der neue Ausdruck des Verfs.: *Aelternseiten*, statt Linien, ist glücklich gewählt.

In Beziehung auf die testamentarische Erbfolge kommt (§. 158) eine kurze Geschichte der Testamente vor. Es wäre gewiß nützlich, wenn bey einer zweyten Auflage, jeder wichtigeren Lehre

eine solche gedrängte Geschichte vorausgeschicket würde. Die sehr bestrittene Lehre von den Notherben, dem Pflichttheile, der Enterbung, Uebergehung u. s. w. (§. 161—164) ist mit vielem Fleiße bearbeitet, und mit manchen neuen Ideen durchwebet. Folgendes verdient ausgezeichnet zu werden. 1) Der Begriff der Notherben (successores necessari) ist in seiner ganzen Strenge gefaßt; daher sind der arrogirte Unmündige und die arme Ehegattin von diesem Begriffe (§. 161) ausgeschlossen. 2) Der Pflichttheil wird zwar als ein Theil der Intestat-Erb-Portion betrachtet, jedoch bey der Frage, ob er ein Drittheil, oder die Hälfte derselben sey, (§. 162) blofs auf die, zum Pflichttheile berechtigten, Intestat-Erben Rücksicht genommen. 3) Die Begriffe von Enterbung und Uebergehung sind gleichfalls sehr streng bestimmt; daher wird die exhereditio bona mente facta nach den neueren Gesetzen nur im uneigentlichen Sinne als eine Enterbung betrachtet. Bey der Uebergehung ist, nach einer neuen, aber passenden, Terminologie, eine Präterition des alten und des neuen Rechtes unterschieden. (§§. 163 und 164).

Das testamentum irritum ist (§. 167) mit einigen Neueren, wie es scheint, den Gesetzen gemäß, auch auf den Fall bezogen, wenn der Testator nach Verfertigung des letzten Willens durch ein Verbrechen die Testir-Fähigkeit verliert. Die Frage, wie die Erbschaft in jedem Falle zu vertheilen sey, ist (§. 168) auf eine erschöpfende Weise beantwortet, und die bekannten, auf die Bedingungen sich beziehenden, Begriffe und Eintheilungen sind (§. 173) viel genauer, als gewöhnlich, bestimmt. Das zur Zeit einer ansteckenden Krankheit verfertigte Testament wird (§. 178) in demjenigen Sinne genommen, welchen die grammatische Auslegung der c. 8. C. VI. 23. mit sich bringt. Dagegen werden mit Grund das testamentum posterius non perfectum, worin die, in einem früheren Testamente übergangenen, gesetzlichen Erben eingesetzt wurden, und das testamentum ad pias causas aus der Zahl der begünstigten Anordnungen ausgeschlossen.

Bey der Erwerbung einer Erbschaft ist (§. 183) mit Recht angenommen, daß der Erbe, welcher kein Inventarium errichtet, nicht blofs den eigentlichen Gläubigern, sondern auch den Legatoren und Fideicommissaren ultra vires hereditatis hafte; und eben so richtig wird in demselben §. nach *Thibaut* und *Schöman* das Deliberations-Recht des Civil-Erben auf eine, von der gewöhnlichen abweichende Art bestimmt. §. 189 sind die verschiedenen Transmissions-Arten nach den neue-

sten und besten Gewährsmännern und mit eigenen Zusätzen genau angegeben. §. 192 sind die verschiedenen Bedeutungen des titulus pro herede vel pro possessore genau und richtig angeführt. §. 193 kommen die verschiedenen Systeme über das, in der 115. Nov. enthaltene, Rechtsmittel sammt ihren Gründen und Gegengründen vor, und wird dem reinen Inofficiositäts-Systeme der Vorzug gegeben, theils weil es bey uns von jeher vertheidiget wurde, theils weil es wirklich auf den wichtigsten, äußeren und inneren, Gründen beruhet. Daher mußten auch die, nach dem Inofficiositäts-System praktischen, Singularitäten der *querela inoff. test.* (§§. 194 und 195) genau entwickelt werden.

Bey der Materie von dem Verluste der Erbschaft erscheint das jus accrescendi unter den Folgen dieses Verlustes vor. Gegen diese Ansicht ließe sich freylich manches einwenden, weil sie zu beschränkt ist. Allein sie scheint dadurch gerechtfertiget zu werden, daß theils das jus accresc. weder unter den Rechten, noch unter den Pflichten des Erben angebracht werden kann, indem es beydes zugleich ist, theils daß sonst der Titel vom Verluste der Erbschaft im Verhältnisse zu den beyden übrigen zu klein ausgefallen wäre.

Die Lehre von den Universal-Fideicommissen (§§. 202—207) ist ziemlich kurz behandelt, da von den citirten §§. noch zwey (§§. 203 und 204) den Codicillen gewidmet sind. Wir erklären uns dieses aus dem Grunde, weil diese Art der Fideicommisses bey uns wenig Anwendung hat. Erwähnung verdient hierbey noch, daß der Verf. mit mehreren Neueren (§. 207) die gewöhnliche Meinung, daß der Universal-Fideicommissar *Erbe* sey, aus bedeutenden Gründen verwirft. Die Lehre von den Vermächtnissen, als eine bey uns noch praktische, wurde (§§. 208—222) wieder weitläufiger, jedoch mit Ausschließung alles blofs Antiquarischen, dargestellt. Wir wollen dabey die, unseres Wissens, neue, und wie uns scheint, zugleich den Gesetzen angemessene Entscheidung der Frage (§. 218 unter 5.) herausheben, in wiefern bey einem legato ad pias causas der Abzug der *falcidischen* Quart hinwegfalle.

Wir hoffen, daß diese Anfangsgründe auf unseren Lehranstalten mit dem nächsten Schuljahre allenthalben als Leitfaden des Unterrichts an die Stelle des Heineccius treten werden, wie es hier in Wien bereits mit großem Vortheil geschehen ist. Das noch abgängige Obligationen-Recht läßt sich indessen mit Benützung *Buchers*, allenfalls, wie bisher, auch *Höpfners*, ohne Schwierigkeit abhandeln.

Alte Literatur.

IAMBΛIΧΟΥ ΧΑΛΚΙΔΕΩΣ ΠΕΡΙ ΒΙΟΥ ΠΡΘΑΓΟΡΙΚΟΥ ΛΟΓΟΣ. *Jamblichii Chalcidensis ex Coele-Syria de vita Pythagorica liber graece et latine.* Textum post Ludolphum Kusterum ad fidem CDD. MSS. recognovit, Ulrici Obrechtii interpretationem latinam passim mutavit, Kustერი aliorumque animadversionibus adiecit suas M. *Theophilus Kiesling*, scholae Episcopalis Cizensis Conrector. Accedunt praeter Porphyrium de vita Pythagorae cum notis Lucae Holstennii et Conradi Rittershusii, itemque anonymum apud Photium de vita Pythagorae, variae lectiones in Jamblichi librum *περὶ τῆς κοινῆς μαθηματικῆς ἐπιστήμης*, et quartum *περὶ τῆς Νικομάχου ἀριθμητικῆς εἰσαγωγῆς*, e codice Cizensi notatae. Pars prior. Lipsiae 1815. Sumtibus F. C. G. Vogelii. Vorr. XVI. 574 S. gr. 8.

Herr Conrector *Kiesling*, der uns vor drey Jahren mit einer Ausgabe des *λόγος προτρεπτικός* vom Jamblichos beschenkt hat, gibt uns in diesem ersten Theile des zweyten Bandes das Leben des Pythagoras vom Jamblichos mit der verbesserten lateinischen Uebersetzung von Obrecht und mit Anmerkungen unter dem Texte, und verheißt uns im zweyten Theile des Porphyrios und eines Ungenannten Lebensbeschreibungen des Pythagoras, nebst Varianten zum dritten Buche des Jamblichos: *περὶ τῆς κοινῆς μαθηματικῆς ἐπιστήμης*, und zum vierten: *περὶ τῆς Νικομάχου ἀριθμητικῆς εἰσαγωγῆς*. Die Lebensbeschreibung des Pythagoras und der Pythagoreer macht nähmlich für sich den ersten Theil des ganzen Werkes vom Jamblichos aus, welches *περὶ τῆς Πυθαγορικῆς αἰρέσεως* (de secta Pythagorica) betitelt ist; der zweyte Theil dieses Werkes enthält den *λόγος προτρεπτικός εἰς φιλοσοφίαν*, der dritte die Schrift *περὶ τῆς Νικομάχου ἀριθμητικῆς ἐπιστήμης* (herausgegeben von *Samuel Tennulius*, Arnhem. 1668 4), und der vierte die Schrift *περὶ τῆς μαθηματικῆς ἐπιστήμης* (zuerst edirt von *Villoison* in *Anecd. graec.* V. II. S. 188 ff.).

Der Herausgeber theilt uns die Anmerkungen von Küster, die zerstreuten Bemerkungen anderer Kritiker und die Varianten der Zeizer Handschrift, so wie der Pariser mit, aus welcher Küsters Ausgabe geflossen ist. Aus der Küsterschen Ausgabe hat er auch die lateinische Uebersetzung von Obrecht aufgenommen, aber mit den nöthigen Verbesserungen, welche die Sprache und der Sinn der Urschrift erheichten. Auch auf die höhere Kritik hat er überall Bedacht genommen,

und die Urtheile von *Tiedemann* und *Meiners*, welche diese Lebensbeschreibung mit Recht als ein aus verschiedenartigen Schriften zusammengetragenes Werk betrachteten, stets berücksichtigt, und am gehörigen Orte abgekürzt eingeschaltet. So ist der erste Theil der Schrift, bis zum 6ten Capitel, offenbar von einem andern Verfasser, als der nachfolgende bis zu Cap. VIII. §. 37. Der folgende Abschnitt bis §. 57 ist aus der Schrift eines älteren Philosophen (*Meiners* vermuthete aus dem *Dikäarchos*) genommen. Die Stelle Cap. XII. §. 58 und 59 ist aus dem *Herakleides Pontikos* entlehnt, wie *Meiners* urtheilte; der folgende Abschnitt §. 60—63 ist dagegen, wie der Vortrag und die fabelhafte Erzählung zeigen, aus dem Werke eines späteren Schriftstellers, des *Porphyrios* oder *Nikomachos*, aufgenommen. Cap. XV. §. 64—87 stimmt ganz mit dem überein, was uns *Diogenes von Laerte* über die Musik der Pythagoreer, ihre Lebensweise u. s. f. berichtet. Von §. 90 an beginnt wieder ein neues Bruchstück, in welchem fast nichts als Wundergeschichten erzählt werden. Zu den besten Excerpten gehört die Stelle Cap. XX. §. 94—Cap. XXII, welche, wie *Meiners* vermuthet, aus dem *Aristoxenos*, dem berühmten Schüler des *Aristoteles*, entlehnt ist. Der folgende Abschnitt §. 103 bis §. 140 ist wieder aus einem späteren Schriftsteller genommen; er handelt von den Symbolen des Pythagoras und der Pythagoreer, ihren Nahrungsmitteln u. s. w.; diesen Erzählungen ist viel Fabelhaftes beygemischt, im Geschmacke des späteren Alterthums. Eben so sind die folgenden Abschnitte §. 140—148 und §. 149—167 aus einem späteren Schriftsteller entlehnt, der ohne alle Kritik der Nachrichten über den Pythagoras sammelte, und meistens nur dem Fabelhaften und Abentheuerlichen nachjagte. Der Sprache und den mitgetheilten Nachrichten zu Folge ist der Abschnitt §. 167—248 aus anderen Werken (vielleicht des *Hermippos* oder *Klearchos*, (*Meiners* S. 284 ff.) genommen. Aus dem *Aristoxenos* ist der Abschnitt §. 248—251 entlehnt. Von §. 254 an theilt uns *Jamblichos* die Nachrichten des *Apollonios* mit über die Verfolgungen, welche den Pythagoreern widerfuhren. Die drey letzten Abschnitte, welche von der Geschichte der Pythagoreer handeln und ein Verzeichniß derselben enthalten, sind aus einem späteren, aber uns unbekanntem Schriftsteller aufgenommen. Ein zweckmässig verfaßter Index beschließt diesen Theil, dessen zweyten Bande wir mit Verlangen entgegen sehen.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 39.

Dienstag den 14. May.

1816.

Kirchengeschichte.

Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, herausgegeben von Dr. Carl Friedr. Stäudlin Prof. der Theol. zu Göttingen, und Dr. Heinr. Gottl. Tyschirner Prof. der Theol. zu Leipzig. Zweyten Bandes erstes, zweytes und drittes Stück. Leipzig 1814—1815. Bey Friedr. Chr. Willh. Vogel. 46 Bogen in 8.

Dieses reichhaltige Archiv für die Kirchengeschichte erhält sich immerfort in seinem inneren Werth. Jedes aufgenommene Stück ist in gewissen Rücksichten interessant, obgleich mancher Aufsatz, wie es denn nichts anders seyn kann, für die meisten, mancher andere aber nur für einige Leser Interesse hat. — Das erste Stück dieses zweyten Bandes eröffnet ein Aufsatz über Berengarius Turonensis, von Stäudlin, der nach der Uebertragung der Wolfenbüttel'schen Handschriften in die Göttingische Universitätsbibliothek, die Handschrift aufgefunden und benutzt hat, aus welcher schon Lessing einige interessante Auszüge geliefert hatte. Hr. Stäudlin beschreibt sie S. 64—68 genauer. Sie enthält die Schrift des Berengarius wider Lanfrank. Hr. Stäudlin liefert aber auch das ganze Leben des Berengarius, dessen Streitigkeiten über die Lehre vom heiligen Abendmahle in der Kirchengeschichte und Theologie so berühmt sind, daß Theologen und Forscher der Kirchengeschichte die neuen, hier gelieferten Aufschlüsse, und die Bestätigung oder genauere Bestimmung der älteren Meinungen hierüber nicht umgehen können. Es ist zwar bekannt genug, daß Berengarius die Lehre des Johannes Scotus von heiligen Abendmahle, vertheidigt hat; da aber das Buch, in welchem dieser Johannes Scotus seine Lehre vom heiligen Abendmahle gegen Paschasius vorgetragen hat, verlohren gegangen: so muß seine Meinung selbst erst aus den Schriften des Berengarius erhoben werden.

Fünftes Heft.

den, welcher nun behauptet, Johannes Scotus habe in seinem Buche gelehrt, daß *dassjenige, was auf dem Altare geweiht wird, eine Figur, ein Zeichen, ein Pfand des Leibes und des Blutes des Herrn sey*, und daß *dieses auch Augustinus, Ambrosius und Hieronymus gelehrt haben*; indessen behauptete Berengarius doch, *das Brod und der Wein sey der Leib und das Blut Christi*, indem er nur die Transsubstantiation läugnete. Besonders merkwürdig ist, was S. 45—47 und S. 70—74 aus diesem Manuscripte angeführt wird. Wir können es nicht anführen, ohne zu viel Raum wegzunehmen, und geben also nur das Resultat, welches Hr. Stäudlin hieraus zieht, indem er S. 94 schreibt: „aus der Darstellung, die ich oben aus der Handschrift geliefert habe, gehet hervor, daß kein innerer Widerspruch in der Lehre des Berengarius sey, daß man daher keinen Grund habe, ihn zu beschuldigen, daß er seine Gegner mit zweydeutigen Worten habe täuschen, und sich den Schein geben wollen, als nähme er die herrschende Kirchenlehre an, und daß er selbst anders gedacht habe als er lehrte. Wohl verband er zuweilen mit seinen Worten einen andern Sinn, als, wie er wohl wußte, seine Gegner damit verbanden; er war so sehr von der Wahrheit und dem Alterthume seiner Lehre überzeugt, daß er glaubte, daß sie im Grunde selbst noch in den Worten und Formeln stecke, womit die andere Parthey ihre Lehre ausdrückte. Er accomodirte sich, aus Furcht vor Verfolgung und Tod, in den Ausdrücken. Allein er drückte wirklich deutlich eine, von der gemeinen Kirchenlehre verschiedene Lehre in vollem Ernste aus; er hielt seine wahre Meinung nicht zurück; er hatte nicht etwa eine Meinung im Hinterhalt, die mit der Zwinglischen identisch war. — Aus den Stellen, die ich aus der Handschrift angeführt habe, erhellet deutlich, I. daß er *nicht nur die Transsubstantiation, sondern auch jede substantielle Gegenwart, jede Vereinigung des Leibes und Blutes Jesu mit dem Brode und Weine läugnete*; II. daß er glaubte und lehrte, *es gehe durch die Einseg-*

nung mit dem Brode und Weine, unbeschadet ihrer Substanz, eine Veränderung, eine Veredlung, eine Heiligung und Kräftigung vor, so das sie keine gemeine Speise blieben. . . . Die hohe Bestimmung und Bedeutung des Brodes und Weines im h. Abendmahle stellte er sich nach damahliger Weise als eine, von Gott wunderbar mitgetheilte übernatürliche Kraft vor; III. das nach seiner Meinung das Brod Leib und der Wein Blut Jesu würde, so fern sie nach jener Veränderung Leib und Blut Jesu, und die Aufopferung derselben darstellen, und das Gemüth der gläubigen und würdigen Communicanten, vom Brode und Weine Gelegenheit nehmend, Leib und Blut Jesu der Wahrheit und Substanz nach in diesem Sacramente anschauet und sich damit nähret.“ Forscher der Kirchengeschichte finden übrigens hier alles über diesen sonderbaren Mann gesammelt.

Auf diese Abhandlung folget II. *Menno Simon's Bekenntniß von sich selbst*, aus welchem die, in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts gährende Denkungsart, nebst manchen einzelnen Auftritten genauer zu erkennen ist.

III. *Einleitende Rede bey dem Anfang einer kritisch-psychologischen Geschichte des Mysticismus in der christlichen Kirche*, von Friedr. Lücke. Diese Rede gehet von dem Geiste der gebildeten Welt seit den letzten vier Jahrzehnten aus, welchen der Hr. Verf. darin setzet, das die Einen nach der Herrschaft des *Begriffs*, die Anderen nach der Herrschaft der *Idee und des Gefühls* streben, und also in jenen vorzüglich die Kraft des *Verstandes*, in diesem die Kraft des *Gemüthes* wirke, in jenen *Licht ohne Wärme*, in diesen *Wärme ohne Licht* herrsche. Wir können uns nicht entbrechen, die treffliche Stelle S. 135 f. von dem neuen Mysticismus hierher zu übertragen: „ermüdet durch die mathematisch-strenge Methode des Wolfischen Dogmatismus, in seiner innersten Kraft gelähmt durch das herzlose Spiel eines flachen Empirismus, erkaltet durch die erkältende Kritik und den gefühlbannenden Scepticismus in der Periode der Kantischen Philosophie, wollte das deutsche Gemüth, durch den alzuharten Gegensatz zum Selbstbewußtseyn gelangt, sich von neuem aufregen und beleben durch die Wärme des Gefühls. Dem erkalteten und nach belebender Wärme sich sehnenenden Gemüthe der neueren Theologen, — was konnte ihm erwünschter und behaglicher dünken, als die erwärmende Poesie und Mystik der neueren und neuesten Philosophie? Nur Schade, das man in diesem entgegengesetzten Streben weder *Mafs* noch *Ziel* kannte, und die Wärme immer mehr begehrend ganz vergessen zu wollen schien, das ohne das *Licht des Verstandes* selbst das Gemüth seine herrlichste Kraft

zu verlieren in Gefahr ist. Aber wie überall, wenn man im Kampf begriffen ist, die aufgeregte Kraft von einem Aeußersten zum anderen hinüberschweift, und man nur dann sich selbst genügt zu haben glaubt, wenn man das höchste Ziel des Strebens erreicht hat, so auch hier. Der Reitz war zu groß, fast unwiderstehlich für erkaltete und erstorbene Gemüther. Und in den Zaubereyen des religiösen Anschauens, des kindlichen Glaubens, der sehnsuchtsvollen Liebe, der Versöhnung des Göttlichen und Menschlichen, welch' eine überwältigende Kraft! Kein Wunder, das selbst Viele unter denen, welche, gemäßigter und besonnener, nur noch nicht fest standen in ihrem Glauben, gewaltsam mit fortgerissen, und wenigstens auf eine Zeitlang verblendet wurden durch den herrlichen Glanz der neuen Lehre. Gleichwie die Philosophen der neuesten Schule, so nun auch die begeisterten Theologen, welche von jenen lernten, — Alle wurden sie von einer namenlosen Sehnsucht des Geistes getrieben, in dem Endlichen das Unendliche zu schauen, und was sie geschauet hatten, schon vom Anbeginn an auch in den heiligen Urkunden des Christenthums geoffenbart zu finden. Eine neue allegorische Exegese der heiligen Schriften war bald dazu erfunden. Hatten nicht selbst die Erfinder des (dogmatischen) Accommodationsprincip's Alles herrlich dazu verbreitet?“ Diese Worte sind Recensenten aus der Seele geschrieben, und er denkt, das Alle, in welchen der Verstand seine Oberherrschaft über die Einbildungskraft nicht verlohren hat, sie gerne unterschreiben werden. Indessen scheint es, das dieses auf die Mystiker wenig wirken wird; denn für diese sind kräftigere Erinnerung nöthig. Wir bedauern, übrigens, das wir aus dieser Rede nichts mehreres anführen können, ob wir gleich gestehen müssen, das einiges Fremdartige eingemengt ist, welches wir gewüschten.

Aus demjenigen, was wir so eben gesagt haben, können unsere Leser schon beyläufig urtheilen, was von der hierauf folgenden VI. Abhandlung eben dieses Verfassers über die *Idee einer kritisch-psychologischen Geschichte des Mysticismus in der christlichen Kirche*, zu erwarten sey; indessen wollen wir doch auch aus dieser Abhandlung, deren Gegenstand so zu sagen an der Tagesordnung ist, eine Probe geben. Hr. Lücke erkläret S. 159 f., in welchem Sinne und warum er eine *kritische* Geschichte des Mysticismus fordere. Er versteht darunter, das der Pragmatismus dieser Geschichte zeigen müsse, in welchem Verhältnisse eine jede Erscheinung im Gebiete des religiösen Mysticismus zu der Idee des reinen vernunftgemäßen Mysticismus stehe.“ Die

Ursachen gibt er mit folgenden Worten an: „denn erstlich schien mir ein solcher kritischer Pragmatismus ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit zu seyn, in welcher sich, nach aller Vernünftigen Dafürhalten, ein überwiegender Hang zum Mysticismus in der Religion offenbaret. In solcher Zeit ist wahrlich die Besorgnis derer nicht ohne Grund, welche befürchten, man werde dieser herrschenden Neigung zum Mysticismus zuviel nachgebend, der Schwärmerey Thor und Thüre öffnen, oder im allzuharten Widerstreit gegen die Gewalt dieses Strebens mit dem Schlechten auch das Gute unvorsichtig von sich werfen. Aber weder das Eine noch das Andere werden wir verhüten und abwerfen durch kaltes Vernunftpredigen und unglückrufenden Klagenreden über das Zeitalter. Vergebens werden wir rufen über der Zeiten Verderbnis, vergebens jammern über die Verirrten, vergebens warnen vor dem ansteckenden Gift. — Die Geschichte rede! sie, Gottes und der Menschen Stimme. . . . Darum führe man die Verirrten und Kranken unserer Zeiten zur Geschichte des Gemüthszustandes, in welchem sie verharren. Aber nicht blofs diefs; denn neben der Arzney liegt auch das Gift. Das Beyspiel kann auch verführen. . . . Darum also führt der *kritische Pragmatismus* der Geschichte den Forscher und Leser zur besonnenen Prüfung. Wer da lernen will, lerne dann durch die in der Geschichte herrschende Kritik die Idee des reinen lauterer Mysticismus aus der Anschauung kennen, und dem unsichtbaren Zuge dieser vorwaltenden Idee willig folgend, prüfe er darnach die Erscheinungen, welche ihm die Geschichte in ihrer wahren Gestalt vor Augen führt, als belehrende und warnende, als erschreckende, aber auch als tröstende Zeuginnen der Vergangenheit. Andere prüfend, und ihren Ausgang schauend, greift er dann in seinen eigenen Busen, und prüfet sich selbst. Auf diese Weise kehret der Verirrte zurück, und geneset der Kranke, durch die leitende und heilende Kraft der Geschichte. Wer aber noch gesunden und kräftigen Geistes ist, der lasse sich warnen, wohl zusehend, daß er nicht falle. An der Hand der Kritik, die ihm überall begegnen, und, wenn auch unsichtbar, ihn leiten wird, lerne er den Glanz und die Wärme mancher Mystiker gehörig prüfen in ihrem innersten Gehalt, auf daß er nicht geblendet und erhitzt heimkehrend, Schaden nehme an seiner eigenen Seele. Der zweyte Grund, der mich zu einem *kritischen Pragmatismus* bestimmt hat, ist jenem ersten verwandt, tiefer liegend in dem Verhältnisse des Historikers zum Objecte dieser Geschichte.“ Diefs führet der Verfasser zu weitläufig aus, als daß dafür hier Raum wäre, wir ge-

hen also nur den Schluß davon S. 161 f.: „die Kritik zwingt zur Prüfung, diese aber fordert Ruhe, und stellet dadurch, daß sie vorzüglich den Verstand beschäftigt, und seine Kraft im Gegensatz gegen die Herrschaft des Gemüths, in Thätigkeit setzt, das in unserer Seele nothwendige Gleichgewicht wieder her. . . . Nur auf diese Weise kann der Historiker Geist und Herz gesund bewahren mitten unter der Ansteckung so vieler Seelenkranken.“ Der Hr. Verfasser erklärt dann, warum eine solche Geschichte psychologisch seyn müsse, welches aber unsere Leser von sich selbst leicht einsehen werden. Es befremdet uns immer mehr, daß in allen Schriften dieser Art nirgends das jemahls in ähnlichen Umständen so berühmte Buch von J. J. Spalding unter den Titel: *Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum*, empfohlen oder auch nur erwähnt wird, von welchen 1784 die 5. Auflage erschienen ist.

Hierauf folgen V. *Actenstücke die Verhältnisse des Papstes zu dem ehemahligen Kaiser der Franzosen betreffend*; und VI. ein *Bericht über einige Ereignisse, die sich seit der Ankunft des Papstes zu Fontainebleau (19. Juny 1812) bis zur Unterzeichnung des vorgeblichen Concordats (den 14. Jan. 1813) zugetragen haben*. Den Beschluß dieses ersten Stückes macht VII. ein *Bericht über die Fortschritte der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu London, nebst einem Anhang über die zu Berlin errichtete preussische Bibelgesellschaft von Dr. Georg Heinrich Bernstein, Prof. der Universität zu Berlin*. Aus diesen Nachrichten können wir keine Auszüge liefern.

In der kurzen Vorrede zu dem zweyten Stücke sagen die Herrn Herausgeber, daß die zwey ersten Aufsätze, die von Bruns aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet worden, zwar nicht alle Leser interessiren, aber doch die Geschichtskunde bereichern und berichtigen; wir führen demnach nur die Ueberschriften an, um Raum für die übrigen Abhandlungen zu erhalten. I. eine *Abhandlung über die Ismaeliten und Nassairier in Syrien, von Hrn. Rousseau, französischen General-Consul in Aleppo, Correspondenten der Classe der Geschichte und alten Literatur des Instituts, vorgelesen in den besonderen Sitzungen dieser Classe*. — II. *Beytrag zur Geschichte der Drusen, eines Volks auf dem Berge Libanon, von dem sel. Venture, königl. Dolmetscher, Genommen aus der Kaiserlichen (jetzt wieder Königlichen) Bibliothek in Paris, und mitgetheilt von Hrn. Langlés, Mitgliede des Nationalinstituts u. s. w.* Wir können auch III. die *bisher ungedruckte Nachricht über die, im J. 1393 zu Augsburg verbrannte Ketzler, mitgetheilt von dem Prälaten und*

Generalsuperintendenten Schmid zu Ulm, füglich übergehen.

Der IV. Aufsatz ist die merkwürdige Geschichte des Norwegischen Schwärmers Hans Nielsen Hauge, aus Actenstücken und aus Berichten von Augenzugenen zusammengetragen von Dr. Jens Möller Prof. der Theologie zu Coppenhagen. Diese Geschichte kann als Belege zu den oben angeführten Reden über die Geschichte des Mysticismus dienen, und lehren, wie gefährlich es sey, sich der Einbildungskraft zu sehr zu überlassen. Hans Nielsen Hauge, der Sohn eines Landmannes zu Hauge, geboren 1771, war zwar von Jugend auf zur Schwärmerey geneigt, wurde aber durch seinen schwärmerischen Pfarrer Gerhard Seeberg noch mehr erhitzt, obgleich Hans Nielsen sich als Gegner desselben benahm. Er fing als ein 24jähriger Bauernjunge, in seinem Kirchspiele Thun, wo man an die Thorheiten von der Seebergischen Schule gewöhnt war, öffentlich an zu predigen, und gab das folgende Jahr seine erste Schrift heraus, wo er in der Vorrede sich halb und halb als einen besonderen Gesandten Gottes ankündigte, worauf noch eben dieses Jahr eine zweyte Schrift: *Versuch einer Abhandlung über die Weisheit Gottes* folgte. Dieser vorgebliche Prophet erhielt immer mehr Jünger, zumahl da er nun herumreisete, und allenthalben unter freyen Himmel predigte. Einige junge Leute machte er fast wahnsinnig, und man sagt, das einige sich von Dächern herabstürzten, in dem festen Glauben, das sie ihren Fuß an keinen Stein stossen würden; Andere versuchten es, auf dem Wasser zu gehen, wie Jesus. An ärgerlichen Auftritten fehlte es mitunter nicht, von welchen einige angeführt werden. Er wurde zwar von einigen erinnert, auch einstens festgehalten, aber wieder entlassen, welches ihm nur desto mehr Anhänger verschaffte, und auch den Muth derselben erhöhte. Hauge selbst aber berief sich gegen alle Abmahnungen immer auf seinen inneren Beruf des Geistes. Er kam 1800 auch nach Coppenhagen, suchte in der Stille Manche zu gewinnen, führte von hier aus in einem Briefe an seine Jünger in Norwegen die Gemeinschaft der Güter ein, und gab im Verfolg von Zeit zu Zeit Bücher heraus. In einer Versammlung, wo die 7 Zuhörer der Predigt eines noch mehr schwärmenden Anhängers von diesen Schwärmer, in einem Bette bey-sammen liegen mußten, kam es so weit, das dieser Prediger ein Kind in der Wiege, weil es ihn durch Geschrey in seinem Vortrage störte, ermordete, und dann, vor Gericht gestellt, behauptete, nicht nur er, sondern auch seine Anhänger, er habe recht gethan, weil im Kinde der Satan geschrieen hatte, von welchem dasselbe durch den Tod

gerettet worden. Wenn aber dem Hauge selbst solche Ausschweifungen vorgerückt wurden, so lehnte er die Schuld durch die Antwort von sich ab, das auch unter den Aposteln Jesu ein Judas war. Diese Seuche verbreitete sich bald auch in Dänemark, besonders in Jütland, wo der Pfarrer Bröchner zu Raarug von einem Bauer, einem Anhänger Hagues verläumdet, angeklagt, aber losgesprochen, und der Kläger zu einer Geldbusse verdammt wurde, wodurch aber das Uebel nicht gehemmt war. Der Hr. Verfasser führet mehrere dergleichen Auftritte in Jütland an. Endlich wurde Hauge 1804 eingezogen, da er sich eben zu *Christiansand*, als Buchdrucker, niedergelassen hatte. Das folgende Jahr wurden durch ein königliches Rescript alle Bücher und Schriften des Hauge von den Besitzern abgefordert. Der Proceß zog sich durch den Verhör sehr vieler Zeugen in die Länge; erst 1808 wurden die Acten an die königliche dänische Kanzley gesandt; das Urtheil aber war den 31. März 1813 noch nicht gesprochen. Der Hr. Verfasser führet dann die verschiedenen bekannt gewordenen Schriften des Hauge an, und sucht aus denselben die Lehre dieses Afterpropheten zu erheben. Besonders merkwürdig ist, was Hr. Möller S. 387 mit folgenden Worten anmerket: „was die gesellschaftliche Einrichtung und Regierung der von Hauge gegründeten Gemeinde betrifft: so wird man leicht errathen, das Hauge selbst, als Patriarch derselben angesehen zu werden wünschte, welches ihm auch gelang; denn er besaß und verwaltete ganz eigenmächtig die Gemeinassa der Gesellschaft, welche, als die Gemeinde aufgelöset wurde, aus zweymahl hundert tausend Reichthalern bestanden haben soll. Dafs er dieses Capital größtentheils zum eigenen Gebrauch verwendete, warf man ihm schon früh vor. Aber er vertheidigte sich dagegen.“ — Und das nicht alles zu dem Gebrauche dieses Schwärmers diente, ergibt sich aus einem, von Hrn. Möller S. 390 f. angezogenen Berichte, in welchem es unter andern heist: die Haugianer legen Papierfabriken, Ziegelbrennereyen, Schmieden durch Mühlenwerke getrieben, Mühlen, und andere ähnliche Anstalten an.“ — Warum und wie sich eine solche Schwärmerey so weit verbreiten konnte, führet Hr. Möller verschiedene Urtheile an, und beschließt damit, das diese große Haugische Gesellschaft sich noch schneller, als sie vereinigt worden, mit der Einziehung des Stifters aufgelöset hat und verschwunden ist.

V. *Consilium Georgii, Ducis Saxoniae, qua ratione Ecclesia reformanda sit, bekannt gemacht von M. Chr. Gottfr. Müller, Rector der Stiftsschule zu Zeitz.* Dieses bisher unbekanntes Consilium

des Herzogs von Sachsen, Georg des Bärtigen, welcher der damahls vorgehenden Reformation nicht beystimmte, ist aus einer Handschrift der Stiftsbibliothek zu Zeiz gezogen, und dringt auf die Reformation der Disciplinarsachen und der Sitten des Clerus; ein merkwürdiges Actenstück.

VI. *Fortsetzung der Actenstücke die Verhältnisse des Papstes zu dem ehemahligen Kaiser der Franzosen betreffend*, deren Vervollständigung sammt einer Uebersicht der Begebenheiten im dritten Band versprochen wird. Einen kurzen Auszug vertragen diese Urkunden nicht; ohnehin wird die Neugierde jedermann reitzen, sie ganz zu lesen.

VII. *Außere Geschichte der reformirten Kirchengemeinden zu Grönenbach, Herbshofen und Trisselberg im Königreich Bayern, von den Prälaten und Generalsuperintendenten Schmid zu Ulm*. Vorzüglich für die Leser in jenen Gegenden interessant.

VIII. *Evangelische Gemeinden im Oesterreichischen Schlesien, in Böhmen, Niederösterreich, Steyermark und Siebenbürgen*. Ein trockenes Verzeichniß der Wohnplätze und Vorsteher derselben.

Das dritte Stück enthält:

I. eine Beschreibung oder Inhaltsanzeige und Fragmente aller noch vorhandenen Ueberreste von Zwingli's Briefwechsel, wie solche theils in einer früheren Sammlung, oder auch einzeln bis dahin im Druck erschienen waren, größten Theils aber noch unedirt, sowohl in dem Antistium zu Zürich, als auch in der Bibliothek des Chorherren-Stifts zu Grossmünster daselbst, entweder in Originalen, oder in Copien, aufbewahrt werden. Diese Anzeige schliesst sich an den Nachtrag zu der Lebensbeschreibung M. Ulrich Zwingli's von J. E. Hefs im I. Band II. St. dieses Archivs an.

II. *Geschichte der Dissenters in Britanien von der Revolution 1688 bis 1803, von David Bogur und James Bennets*. Abgekürzt und übersetzt von C. F. Stäudlin, welcher in der Vorerinnerung sagt: der Geist der Religion und Freyheit, welcher in diesem Werke athmet, die tiefe umfassende Kenntniß, welche die Verfasser von ihrem Gegenstande haben, der sehr wohl angelegte Plan, die weise Anordnung und Ausbildung des historischen Stoffes, die Neuheit mancher Ansichten und Nachrichten machen es werth, daß es in Deutschland bekannter gemacht, und als Urkunde in diesem Archive aufbewahrt werde. Doch gilt dieses nicht von seinem ganzen Inhalte. Das Werk ist sehr ausführlich (in vier starken Quart-Bänden 1808—1812); es enthält vieles, was nicht zur Geschichte gehört, sondern zur Apologetik für die Dissenters, und Polemik wider die bischöfliche Kirche; es verbreitet sich

oft in lange Betrachtungen, es umfaßt weit mehr, als der Titel verspricht.“ Daher hat es Stäudlin abgekürzt, und liefert hier nur das Wesentliche und Wichtige von der Geschichte der Dissenters, was sonst weniger oder gar nicht bekannt war. Einen Auszug aus dieser Schrift, die selbst ein Auszug ist, zu geben, wird man uns nicht zumuthen; sie ist bey alldem hierzu auch zu lang, erstreckt sich hier schon von S. 341 bis S. 650, und die Fortsetzung soll noch im dritten Band folgen. Wir setzen nur das Urtheil des Hrn. Stäudlin über das Ganze hieher, indem er S. 544 f. schreibt: „wohl werden viele seyn, welche das, was die Verfasser beseelet und in ihren Urtheilen leitet, nicht Religion, sondern Aberglauben und Schwärmerey werden genannt wissen wollen; welche sagen werden, daß die Verfasser nur eine Art des Fanatismus durch eine andere schlagen wollen; ich will darüber hier nicht streiten, sondern nur bekennen, daß ich meines Theils auch bey ihnen Religion anerkenne, welche in vielen Stücken mit dem, was die Gegner, die ich hier im Sinn haben kann, so nennen, übereinstimmt, und daß diesen wohl die Innigkeit und Wärme der religiösen Gefühle, durch welche diese Independenten sich auszeichnen, zu wünschen seyn möchte. Uebrigens werde ich in dieser Abkürzung mehr darauf sehen, die Thatsachen auszuzeichnen, als die Sinnesart der Verfasser durchleuchten zu lassen, welche jedoch gleichfalls nicht ganz verwischt werden durfte, indem sie in das Innere des Werks verwachsen ist, und der wesentliche Charakter von diesem auch zugleich den Lesern wiedergegeben werden sollte. Auch darin wird man aber allerdings Spuren genug von der Intoleranz, welche die Verfasser andern Partheyen so oft und so sehr zum Vorwurf machen, von der Rauheit, Derbheit und Heftigkeit, selbst im Ausdrucke finden, wodurch sich die Independenten von jeher ausgezeichnet haben.“ Uebrigens ist dieser Auszug sehr leSENSwerth; man lernt aus demselben, nicht nur wie langsam es herging, und wie schwer es hielt bis die Dissenters endlich nach vielen grausamen Verfolgungen die Freyheit der Religionsübung erhielten, sondern auch wie weit es die Schwärmerey, die alles nach ihrer Vorstellung und Einbildung einrichten und modeln will, treiben kann, und wie gewalthätiger Widerstand nur den Fanatismus erhöht, verbreitet und unbiegsamer macht.

III. *Die Trennung der katholischen Schweiz von dem Bisthume Constanz*. Aus den Acten gezogen. Die katholische Schweiz hat zwar schon lange einen eigenen Bischof gewünscht, und wurde hierin falls von der päpstlichen Nunciatur zu Luzern noch mehr hiezu gestimmt, besonders in

diesen letzten Zeiten, in welchen der vicarius generalis von Konstanz den Prätionen der Nunciatur nicht immer so leicht wich. Der katholische Antheil der Schweiz reichte also den 16. April 1814 sein Anbringen ein, vom Bisthum zu Konstanz getrennt zu werden, und hierauf erfolgte den 7. October 1814 das einwilligende päpstliche Breve, welches der Nuncius den 31. December dem Landamann und den Räten des Standes Uri übermachte, auch solche den 1. Jänner 1815 durch einen Hirtenbrief der ganzen Geistlichkeit des schweizerischen Theils der Diöcese Konstanz ankündigte, und den Probst Göldlin zu Beromünster provisorisch zum vicarius apostolicus ernannte, der auch als solcher den 13. Jänner zu Luzern installiert wurde. Alles dieses wurde ohne Rücksprache mit denjenigen Behörden, quorum intererat, vorgenommen. Man wunderte sich daher nicht wenig, daß Rom sich über alle kirchliche Form hinaussetzte, und so geschwind nach seiner Wiederherstellung so gewalthätig zu Werke ging. Dr. Anton Reininger, der während der Abwesenheit des General-Vicars Freyherrn von Wessenberg, in der Eigenschaft als Pro-Vicar, die Geschäfte verwaltete, machte sogleich die Domcapitularen zu Konstanz auf ihre Rechte aufmerksam, die dann dem erwähnten Pro-Vicar eine schriftliche Vollmacht ertheilten, nicht nur den eigenmächtigen Eingriffen der Nunciatur zu Luzern in die Konstanzische Bisthumsrechte, Schranken zu setzen, sondern auch im Namen des Domcapitels Alles zu verfügen, wodurch die Rechte des Bisthums Konstanz aufrecht erhalten, die Gemüther der katholischen Bisthumsangehörigen beruhigt, und Alles in dem bisherigen Stande gelassen werde, bis im Einverständniß der höchsten geistlichen und weltlichen Behörden eine Abänderung getroffen wird.“ Hierauf gab das Provicariat der Tagsatzung der schweizerischen Republik in einem Circulare Nachricht von diesem Schritt der Nunciatur, von der an Se. Eminenz, den hochwürdigsten Herrn Ordinarius in Regensburg eingeschickten Nachricht, und von dessen Antwort auf das an ihn gelangte Breve des Papstes, daß nämlich „in tali casu audiendi sint ii, quorum interest. Sunt ii: primo *respublica Helvetica*; secundo *Magnus Dux Badensis*, ceu summus imperans civitatis Constantiensis, et advocatus ecclesiae cathedralis ibidem; tertio *capitulum cathedrale Constantiense*, quod in iuribus episcopii non separandis adhuc legitime existit; quarto *curia episcopalis Constantiensis*.“ Das Provicariat führet ferner die Antwort Seiner Eminenz an das Domcapitel an, daß zwar durch die Reichsschlüsse von 1802 und 1803. die Güter der Domcapitel secularisirt worden, aber denselben noch immer

verblieb, was den geistlichen Verhältnissen gemäß ist, welches das Domcapitel, wenn es so gut befunden wird, vertheidigen kann. Hierauf hätte, sagt das Pro-Vicariat ferner, der Nuncius zu Luzern Rücksicht nehmen sollen, um so viel mehr, da selbst Se. päpstliche Heiligkeit dieses in der Erklärung vom 7. October 1813. nicht übergangen hatten, welches hier wörtlich angeführt wird. Es werden dann alle Katholiken der Schweiz vor Spaltungen gewarnt, und bis zum Ausgang der Sache zur Eintracht ermahnet. Endlich wird das Schreiben der Nunciatur vom 1. Jänner, so wie jede später in dieser Sache erfolgte Schrift und Ausübung der Macht von jener Seite, annullirt, indem schon eine Appellation a Papa male informato ad Papam melius informandum nach Rom abgeschickt worden. Der Schluß enthält eine Bitte an die Tagsatzung, den status quo ante 1. Jan. herzustellen. Dieses Circular hatte nicht die Wirkung, die man hätte hoffen sollen; nur einige Kantonsregierungen nahmen Rücksicht darauf, und unter diesen besonders die Kantonsregierung von St. Gallen, welche in einem, an die Decane ihrer katholischen Geistlichkeit erlassenen Kreisreiben den Absichten des Pro-Vicariats beygetreten ist, und das Konstanzische Fastenpatent vom 31. Dec. 1814, als gültig, publicirt hat. Allein die Nunciatur wufste es dahin zu bringen, daß der Bischof von Konstanz (*Dalberg*) den 6. Febr. 1815 wider alle Erwartung die wirklich geschehene und vom Pabst bestätigte Trennung der Schweizerkantone vom Bisthum Konstanz ankündigte. —

Den Beschlufs machen V. *einige Nachrichten zur Geschichte der Evang. Luther. Gemeinde am Vorgebirge der guten Hoffnung gehörig*, aus welchen wir nichts mehr ausziehen können, um nicht zu viel Raum wegzunehmen.

Gotthold Ende.

Oesterreichisches Civilrecht.

Der Paragraph 1480 des neuen mit Anfang des Jahres 1812 in Kraft getretenen bürgerlichen Gesetzbuches, oder: Was wirken Edicte zur Unterbrechung der Verjährung? — Von J. E. v. G. Mit allerhöchster Genehmigung der k. k. Hofcensur in Wien. 8. S. S. 14. Grätz 1816, im Verlage bey Franz Ferstl, Buchhändler.

Diese juridische Kleinigkeit beleuchtet, mit Rücksicht auf den §. 1480 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches, und die Erfordernisse

der Unterbrechung der Verjährung, die Mafsregel mehrerer Güterbesitzer und Pupillar-Behörden, welche darin besteht, dafs sie in die Intelligenz-Blätter der Landeszeitungen Edicte einschalten liefsen, wodurch sie alle, gegen welche sie als Pupillar-Instanzen, Forderungen an Zinsen, oder als Grund- und Zehendherrs, Forderungen von Renten, Dienstleistungen oder anderen jährlichen Abgaben zu stellen berechtigt sind, auffordern, ihre diesjährigen Rückstände abzuführen, und die Verjährung, hinsichtlich dieser Ansprüche, für unterbrochen erklären.

Der Verfasser, und mit ihm Referent, ist der Meinung, dafs diese Aufforderungen den beabsichtigten Zweck, die Unterbrechung der Verjährung, nicht erreichen; weil ihnen nach dem deutlichen Inhalte des §. 1497, welcher die ausdrückliche oder stillschweigende Anerkennung der Rechte eines anderen vor dem Verlaufe der Verjährungszeit, oder die *Belangung* von Seite des Berechtigten und die gehörige Fortsetzung der Klage fordert, die Bedingungen fehlen, welche das Gesetz zur Gestattung jener Begünstigung als unerläfslich aufstellt. Bey seiner Ansicht stützt sich der Verf. ganz auf die vortreffliche Auslegung der §§. 1480 und 1497 im Commentar von Herrn Hofrath von Zeiller. — Hierauf zeigt er kurz, dafs die erwähnten Aufforderer zu dieser unzulänglichen Mafsregel vielleicht durch die Meinung bewogen worden seyn, dafs, gleichwie z. B. Edictal-Citationen in Concursfällen die Wirkung haben, dafs der Stillschweigende seines Rechtes verlustiget wird, auch hier ex analogia der Gemahnte aufser Stand gesetzt werde, von einer ihm bedingnißweise eingeräumten Begünstigung Gebrauch zu machen: Allein diese Citationen gehören keineswegs unter die Fälle, in welchen, nach dem Ausspruche des Gesetzes, öffentliche Bekanntmachungen und Aufforderungen von rechtlicher Folge und Wirkung sind, auch stünden hier die Aufforderer gegen die Aufgeförderten in einem ganz anderen Verhältnisse, als solches bey den gesetzlich verordneten Edicten der Fall ist.

Uebrigens hätten diese Edicte, als aufsergerichtliche Einmahnungen, dann eine rechtliche Wirkung für den oben angeführten Zweck, wenn damit eine, durch willkührliche oder natürliche Zeichen erklärte, Anerkennung der Verpflichtung von Seite des Gegners verbunden wäre.

Ungeachtet diese kleine Abhandlung keinen besondern Werth hat, so verdient sie doch keineswegs ungelesen zu bleiben.

F. K.

Kleine Schriften.

O Wymowie i Stylu przez Stanisława Hr. Potockiego etc. Tom. I. Część. 1. d. i. Von der Beredsamkeit und dem Styl; von Stanislaus Graf Potocki Senator, Woiewode, Präses der Commission der National-Aufklärung etc. Tom. I. Th. 1. 385 S. Tom. II. Th. 1. 510 S. 2. Th. Tom. III. 522 S. 2. Th. Tom. IV. 571 S. Warschau bey Zawadzki und Wencki 1815, in 8.

Dieses treffliche Werk ist ein schöner Beweis von dem rastlosen Eifer des Verf. die Wissenschaften in seinem Vaterlande aus allen Kräften zu befördern. — S. VI. der Vorrede werden die Quellen, die ewigen Muster der Alten, Aristoteles, Cicero und Quintilian die Gesetzgeber aller Beredsamkeit und des guten Styls, sodann Longin, Dionys von Halikarnass, hierauf die neuern Bearbeiter dieses Faches im Französischen und Englischen Laharpe, Blair und Thomas als die eigentlichen Verf. des Werks genannt, und der bescheidene Verf. selbst will auf keine Originalität Anspruch machen, ob ihm gleich, setzt Rec. hinzu, viele treffliche Reden allerdings dazu das Recht gegeben haben, die man als Muster hier ungern vermisst. Die Aufmerksamkeit, die der Verf. auf die classische Literatur der Römer und Griechen hier verwendet hat, verdient doppelten Beyfall, da man bekanntlich bis auf die neuern Zeiten die classische Literatur der Alten so sehr in Polen vernachlässigt hatte, dafs eigentlich vor der Zeit, wo der Verf. an die Spitze der Erziehungsanstalten trat, fast gar nicht an das Griechische gedacht wurde, aufser was Oesterreich und Preussen dafür in Polen gethan haben, und Rußland in Lithauen und andern Theilen seiner Besitzungen. Die Veranlassung zu diesem Werke hat dem Verf. eine Aufforderung der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften gegeben, welche hiermit gelöset worden ist. Der erste Theil handelt Cap. I. von der Beredsamkeit und Rhetorik. II. Von der Beredsamkeit der Griechen. III. der Römer. IV. Vergleichung des Demosthenes und Cicero. V. Verfall der Beredsamkeit. Ihre Erneuerung im XVI. und XVII. Jahrhundert (in Italien und Frankreich). VI. Beredsamkeit unter Ludwig XIV. VII. Vergleichung der alten Schriftsteller mit den neuern, wo der Verf. kräftig für die Alten spricht. VIII. Die Werke der Alten über die Rhetorik. IX. Die drey Arten der Beredsamkeit. X. Cicero's Schriften hierüber. XI. Anhang zu den beyden vorhergehenden Capiteln. XII. XIII. Die Beredsamkeit bey Berathschlagun-

gen nebst Auszügen aus dem Demosthenes. XIV. XV. Gerichtliche Beredsamkeit nebst einer Analyse der Rede des Cicero pro Cluentio. Im zweyten Bande macht die Kanzelberedsamkeit den Anfang des Werkes vom XVI. bis XIX. Capitel. Im XX. Capitel erfolgt der Uebergang zu den Panegyriken oder Lobreden aller Art bis Capitel XXVI. und bis Cap. XXXI. bekommen die akademischen und gelehrten Reden ihren Platz. Der dritte Band umfaßt alle Redetheile der Rhetorik und gibt wiederum Muster aus den Alten an die Hand, in 17 Capiteln. Hierauf folgen im 4. Bande vom 18. bis zum 34. Capitel die bündigsten Lehren über den Styl überhaupt, über den Geschichtsstyl und die Geschichte, über den Briefstyl und andere besondere Arten des Styls, nebst der wärmsten Anempfehlung der Kritik, deren Vernachlässigung in seinem Vaterlande der Verf. an einem andern Orte gerügt hat.

1. *Manualik Historyczny*. d. i. Historisches Handbüchlein. 12. 124 S.
2. *Piękności historyi Polskiej* — przez P. J. B. Nougaret. d. i. Schöne Züge aus der pohlischen Geschichte von P. J. B. Nougaret. 8. 400 S.
3. *Rys ogolny Historyi powszechney* — przez Jana Jerzego Augusta Galetti — edycya druga. d. i. Grundrifs der Universalhistorie von Joh. Georg Galetti. 8. 263 S. Breslau bey Wilhelm Gottlieb Korn. 1815. 1816.

Alle drey Schriften können der lieben Jugend sehr nützlich seyn. Nur ist No. 2. manchemal zu flüchtig bearbeitet worden. Der Haarbeutel des Königs Stanislaus Augusts heist hier ein härenes Beutelchen, woreczek z w wow zrobiony S. 383. und solcher arger Uebersetzungssünden gibt es hier gar viel, z. B. bulawa, der Marschallsstab!! die der Rec. nicht erst anführen mag. Sonst hat Nougaret, so flüchtig er auch immer sein Werkchen aus französischen Geschichten compilirt hat, durch eine gute Zusammenstellung der Geschichte immer noch einigen Werth, und Hr. K. verdient allen Dank, daß er ihn in das Pohlische hat übersetzen lassen, da seine Arbeit sich angenehm lesen läßt, und manche Anekdoten enthält, die man nicht anderwärts so gleich trifft. Strenge Kritik und Wahrheit ist von einer solchen Compilation nicht zu erwarten. Von No. 3. Galettis

Grundrifs, ist die erste Ausgabe Pohlisch 1803 erschienen. Irrt Rec. nicht, so ist der Fortsetzer dieser Uebersetzung und der erste Verf. nicht einerley Person. Beyde Ausgaben sind mit einem Auszuge der pohlischen Geschichte nach Bandtes Handbuch vermehrt. Da Galettis Handbuch bekannt ist, so ist genug hier zu bemerken, daß die Fortsetzung derselben recht glücklich nachgezahmt worden.

Oekonomie.

Anweisung für den Landmann und jeden Baumgutsbesitzer, wie er auf die leichteste Weise seine Obstbäume nicht nur erziehen und verpflanzen, sondern auch sie selbst pflropfen, beschneiden, und den mancherley Gebrechen und Krankheiten derselber abhelfen kann. Vom Verfasser des Bauernkatechismus, Stuttgart bey Joh. Fried. Steinkopf. 1814.

Diese Anweisung wird in 6 Capiteln vorgelesen. Das erste handelt von der Erziehung der Obstbäume, worin die Eigenschaften einer Baumschule, die Samen und ihre Aufbewahrung, der Anbau, das Versetzen der jungen Baumpflanzen, und ihre Wartung und Pflege der vorzüglichste Inhalt sind. Das 2. Capitel enthält die Veredlung der Obstbäume. Es ist hier nur von einer Veredlungsmethode, dem Pflropfen ziemlich ausführlich die Rede. Das 3. Capitel redet in 22 §en vom Verpflanzen der Obstbäume; das 4. Capitel vom Beschneiden derselben; das 5. von den Krankheiten und Gebrechen der Obstbäume, von den ihnen schädlichen Thieren, und von den Mitteln dagegen. An dieses Capitel ist ein Anhang gefügt, worin noch der Vortheile bey dem Setzen junger Bäume, bey schlechter Witterung doch immer Obst zu erhalten, zweyer Mittel, Zwergbäume auszubilden und fruchtbar zu machen, schlecht bewurzelte Bäume mit Nutzen zu versetzen, des Mittels, einen Fruchtbaum zum häufigen Fruchttragen zu zwingen, die Fruchtbarkeit der Steinobstbäume zu vermehren, erwähnt wird. Im 6. und letzten Capitel wird kurz wiederholt, was in jedem Monath sowohl in der Baumschule als im Obstgarten zu thun ist. Der Inhalt des ganzen Werkes — den Pomologen weder ein Geschenk — noch wahre Freude!

R * * n.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 40.

Freitag den 17. May.

1816.

P h y s i o l o g i e.

Physiologia medicinalis. Auctore Michaelae a Lenhossek, Med. Doct. in Regia scientiarum Universitate hungarica, quae Pestini est, physiologiae et anatomiae subl. Professore p. o. etc. Volumen I. 298 S. und Volumen II. 369 S. in 8. Pest bey Trattner 1816.

Diese zwey vor uns liegenden Bände enthalten die generelle Physiologie; die specielle soll nächstens in drey Bänden nebst einem Sach- und Nahmenregister folgen. Aus dem Umfange, den die generelle Physiologie hier einnimmt, ist zu ersehen, dafs der Verf. diesem Werke die bestmögliche Vollständigkeit zu geben beflissen sey, indem er alle zur Physiologie gehörigen Beobachtungen und Erfindungen der ältern und neuern Zeit mit vielem Fleiße und mit Kritik gesammelt, und in ein harmonisches Ganze geordnet hat. So viel Rec. aus den vorliegenden Bänden abnehmen kann, glaubt er es als ein sehr gelungenes Werk anrühmen zu müssen, dessen Genufs durch den reinen Druck und die echt lateinische Schreibart noch mehr erhöht wird. Eine gedrängte Anzeige des Inhalts wird hoffentlich dieses Urtheil bekräftigen.

Im Eingange wird gehandelt von der Natur überhaupt, von der Physiologie überhaupt, von der Methode des physiologischen Studiums, dann wird die Geschichte der Physiologie nach *Sprengel* vom *Thales* bis auf *Kant* und *Schelling* vorge tragen, und diese eine Auswahl der physiologischen Werke beygefügt. Alles was wir an unserm Erdballen und an den Himmelskörpern durch die Sinne wahrnehmen, durch die Erkenntniß und Beurtheilung begreifen, nennt man überhaupt die *Natur*. Sie bestehet aus unendlichen und in vielerley Hinsicht verschiedenen Dingen, welche Körper genannt werden; die Körper bestehen aus Materie und Kräften, die *Materie* ist, was den

Fünftes Heft.

Raum ausfüllt, und sie bestehet aus eigener Kraft, ist undurchdringlich und keineswegs träge. Die Cohäsion der Materie wird nach *Kant* durch die doppelte Kraft der Attraction und Repulsion erklärt, woraus sich ihre übrigen Eigenschaften als die Theilbarkeit, Härte und Weiche, Festigkeit und Flüssigkeit u. s. w. ergeben. Die *Kräfte*, denen die Materie nicht nur ihre Existenz, sondern auch ihre Wirksamkeit und Bewegung verdanket, betrachtet der Verf. in dreyfacher Hinsicht: als *mechanisch*, *chemisch* und *dynamisch*; die mechanischen Kräfte können nur die Form der Körper ändern, die chemischen ändern ihre Mischungen, und die dynamischen wirken ohne unmittelbarer Berührung, welche bey den erstern nothwendig ist. Dynamisch wirken vorzüglich die Imponderabilien und besonders die Electricität, die unter gewissen Umständen an allen Körpern sich offenbart, deren Kräfte in dem Conflict mit den chemischen alle Veränderungen (Metamorphosen) der Körper hervorbringen; durch sie sey auch die ursprünglich ungeformte Masse der Erde zu ihrer und ihrer Körper successiven Gestaltung und Vollkommenheit gelangt, und habe endlich auch, nachdem ihre anfänglich tumultuarischen Bewegungen in ein gewisses Gleichgewicht gekommen waren, die organischen Körper von den minder vollkommenen bis zu den vollkommensten nach und nach hervorgebracht.

Die *Physiologie im Allgemeinen* ist die Lehre, welche die Ursachen und Wirkungen der Naturscheinungen untersucht, in Bezug aber auf den lebenden menschlichen Körper heifst sie die *menschliche* (oder medicinische) *Physiologie*. Weil aber der Mensch ein Theil des Universum ist, und mit andern Körpern in genauer Verbindung stehet, so können seine Lebenserscheinungen nur im Zusammenhang mit den Erscheinungen der gesammten Natur begriffen und erklärt werden, in so fern der menschliche Organismus durch die Verbindung seiner Theile zu einem Zwecke, und durch seine physischen, chemischen und dynamischen Kräfte mit der gesammten Natur übereins-

kommt; er hat aber überdies noch eine eigene angeborene Kraft, welche in dem Conflict mit den übrigen Kräften die Lebenskraft hervorbringt, die sich durch die Reproduction, die Irritabilität und Sensibilität offenbart. Der Physiolog muß daher seine Kenntnisse aus mancherley Quellen schöpfen: er soll die Kunst zu beobachten, Erfahrungen zu machen, und eine gesunde Beurteilungskraft besitzen, er ist auch des Unterrichts benöthiget, und überdies sind ihm die Philosophie, Mathematik, Physik, Chemie, Anatomie und andere Naturwissenschaften unentbehrlich. Nachdem der Verf. die Gestalt der Physiologie, welche sie in allen Zeitaltern und in allen Schulen erhalten hatte, historisch durchgegangen ist, und seine Auswahl der physiologischen Bücher angezeigt hat, gehet er zu dem ersten Theil der generellen Physiologie über, welcher von dem Leben überhaupt handelt, und den ersten Band beschließt.

Weil alle Materie ihre physischen, chemischen und dynamischen Kräfte besitzt, durch die sie besteht und in andere zu wirken vermag, so ist in diesem Sinne *nichts todt*; Existenz und Leben haben daher gleiche Bedeutung. Das harmonische Zusammenwirken aller Körper, damit die gesammte Natur bestehe, ist das *allgemeine Leben*; das *individuelle Leben* ist hingegen einem jeden Körper eigen. Es kann keine Grenzen zwischen den todtten und lebenden Dingen geben, weil nichts todt ist; von dem Fossil bis zum Menschen gibt es unendliche Abstufungen des Lebens, und es gibt nur diesen Unterschied zwischen dem unorganischen und organischen Leben, daß sich das letztere durch eigenthümliche und auffallende Erscheinungen, durch die Reproduction, Irritabilität und Sensibilität kund macht. Der Verf. nennt daher die unorganischen Körper *cryptobiota*, die organischen *phaenerobiota*, und geht dann von dem Leben der erstern zu dem der letztern über, um zu zeigen, wie das Leben in den Zoophyten, Pflanzen und allen Classen der Thiere bis zu dem Menschen, dessen fünf Varietäten angegeben werden, durch die eigenthümliche Mischung, Anzahl, Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit ihrer Organe zu größern und ausgezeichneten Thätigkeiten gesteigert wird. Das Leben ist verborgen oder offenbar, verborgen ist es in den Eiern, Pflanzensamen und Wurzeln; wo es außer der Incorruptibilität sich durch keine Zeichen äußert, ferner in dem Winterschlaf der Thiere, hieher rechnet der Verf. auch das lange Leben der Kröten in den Steinen, wie auch den Zustand der Geburtstheile vor der Pubertät, und die Asphyxien. Das Leben des Menschen und der vollkommenen Thiere ist organisch und ani-

malisch; das organische erhält den Organismus in seiner Integrität, durch das animalische werden wir in mancherley Verbindung mit der Außenwelt gesetzt, obwohl sie sich in beyden Fällen hülfreiche Hand leisten. Der Verf. nimmt auch ein Fortpflanzungsleben an, durch das sich die Species auf eine höchst verschiedene Weise fortpflanzen.

Lebensbedingnisse werden drey angegeben: die Organisation, die Lebenskraft und die Reitze. Die *Organisation* besteht in der Mischung und Form der Materie mit den ihr inhärenden Kräften, wodurch sie besteht; die *Lebenskraft* oder die Vitalität ist die Organisation mit ihren physischen, chemischen, und dynamischen Kräften; welche nur durch ihre eigene Modification in den verschiedenen Systemen des organischen Körpers verschiedene Phänomene hervorbringen, und es sey demnach die Vitalität nichts anders als eine dem organischen Körper eigenthümliche Qualität, welche zugleich die Innere Ursache und das Product des Lebens ausmacht. Die *Reitze* machen das äußere und nothwendige Bedingniß des Lebens, ohne welches keine Aeußerung des Lebens im Organismus Statt hat. Im Ey bleibt das Leben verborgen, bis die gehörige äußere Wärme dazu kommt; der Pflanzensamen keimet nicht ohne Wärme, Feuchte und ohne Luft. Die Reitze wirken mechanisch, chemisch oder dynamisch, und über das auch qualitativ und quantitativ verschieden. Die durch die Reitze bewirkte Aeußerung des Lebens macht die Gegenwirkung, und sie ist auch quantitativ und qualitativ verschieden; sie ist stärker oder schwächer, je nachdem der Reitz oder die Energie des Lebens stärker oder schwächer ist, qualitativ verschieden ist sie, je nachdem der Reitz von verschiedener Natur ist, und nachdem das Organ, auf welches gewirkt wird, die Fähigkeit hat verschiedene Lebensäußerungen hervorzubringen. Ueberhaupt gibt es *dreyerley Lebensäußerungen*: die Reproduction, Sensibilität und Irritabilität. Durch die *reproductive Kraft* werden die organischen Körper gebildet, entwickelt und durch den Ersatz des Verlustes erhalten, sie ist übrigens mit der organischen Kraft dieselbe, durch welche das Rohe assimilirt wird, das Flüssige erstarret und in eigenthümliche Formen anschießt. Die Energie der Reproduction ist im verschiedenen Alter und in verschiedenen Organen verschieden. Die *Sensibilität* wird durch das Nervensystem vermittelt, und dieses ist doppelt: das Cerebralsystem und das Gangliensystem; durch jenes wird das animalische —, und durch dieses das organische Leben bedingt. Die *Irritabilität* hat ihren Sitz in den Muskeln und wird ebenfalls in die animalische und organische ein-

getheilt, nachdem die Muskeln bey dem animalischen oder bey dem organischen Leben mitwirken.

Der zweyte Band enthält den zweyten Theil der generellen Physiologie und handelt in 4 Capiteln von dem Leben insbesondere, nämlich von den Bestandtheilen des menschlichen Körpers, von seinen verschiedenen Systemen, von den erregenden Potenzen insbesondere, und von den besondern Beziehungen des Lebens. Die Bestandtheile des menschlichen Körpers, welche durch chemische Behandlung erhalten werden, sind vielmehr Producte, und sie verhalten sich nicht mehr so, wie sie unter dem Einfluß des Lebens waren, welches die Nahrungsmittel auf eine eigenthümliche und uns noch unbekannt Art zersetzt und in neue eigenthümliche Substanzen zusammensetzt. Unter den entfernten Bestandtheilen ist vorzüglich das Oxygen und das inflammable Princip, aus welchen die flüssigen und festen Theile in verschiedener Proportion gebildet werden, und welche die stärkste polarische Verwandtschaft gegeneinander haben. Das Oxygen scheint dem Verf. in den Nerven und das Hydrogen oder Phlogiston in den Muskeln die Oberhand zu haben, jenes contractiv und dieses expansiv zu wirken. Aufser diesen und den Stick- und Kohlenstoff enthalten die animalischen Theile Eisen, Kalk und Kieselerde, Wasser, Luft, fixes und flüchtiges Alkali. Zu den nähern Bestandtheilen, der Gallerte, dem Eyweis und dem Faserstoff wird auch der farbige Extractivstoff nach *Autenrieth* gerechnet. Der menschliche Körper enthält in der Jugend mehr von flüssigen Theilen, mit dem Alter nehmen die festen Theile immer mehr zu. Unter den flüssigen Theilen ist das Blut als die Quelle alles Festen und Flüssigen zu betrachten; dessen Quantität, Volumen, Wärme, Gerinnbarkeit, Bestandtheile, Lebenskraft und Verschiedenheit in den Venen und Arterien werden ausführlich vortragen. Die festen Theile werden in acht Systeme, in das Zellengewebsystem, Membranensystem, Hautsystem, Gefäßsystem, Nervensystem, Muskelsystem, Drüsensystem, und in das Knochen- und Knorpelsystem eingetheilt, und mit Rücksicht auf ihre physischen, chemischen und dynamischen Eigenschaften, auf ihre integrirenden Theile, auf ihre Evolution und Reproduction, wie auch auf ihren abnormen Zustand abgehandelt. Das Zellengewebe besteht aus Fasern und Lamellen von verschiedener Consistenz und aus Gefäßen, es enthält einen Dunst und in gewissen Orten in eigenen Bläschen das animalische Fett, ist nur im entzündeten Zustand empfindliche, und reproducirt sich sehr leicht. Die Membranen werden nach *Bichat* in die schleimigen, serösen, fibrö-

sen und in gemischte eingetheilt; die schleimigen Membranen sind Verlängerungen der äußern Bedeckung, sie nehmen den ganzen Tract der ersten Wege von der Mund- und Nasen-Oeffnung bis zum After ein, verlängern sich von da in die Luftröhre und ihre Aeste, wie auch in die Ausführungsgänge des Speichels und der Galle, sie nehmen auch die Harnwerkzeuge, die weiblichen Geburtstheile und die innere Wand der Augenlider ein, sie sondern den natürlichen und krankhaften Schleim ab. Die serösen Membranen sondern eine derley Feuchtigkeit ab und überziehen die Brust- und Bauchhöhle sammt den Eingeweiden. Zu den fibrösen Membranen werden die Aponeurosen, die Beinhaut, die harte Hirnhaut u. d. gl. gerechnet. Das Hautsystem begreift in sich die Oberhaut, die Haare und Nägel, den Malpighischen Schleim, die Haut mit ihren Würzchen und Drüsen. Alle Thiere und Vegetabilien sind mit einer Bedeckung versehen, welche ihren Körper gegen die Außendinge begrenzt, die Eindrücke aufnimmt und modificirt, die Ausdünstung und Einsaugung vermittelt, und moderirt; die Haut ist das Organ des Gefühls, sehr empfindlich und einer großen Ausdehnung fähig. Das Gefäßsystem zerfällt in vier Systeme, in das System der Arterien, der Venen, der Capillargefäße, welche die Verbindung zwischen den äußern Enden der Arterien und Venen machen, und in das der Lymphgefäße; übrigens werden dazu auch die Luftgefäße der Lunge und die verschiedenen Ausführungsgänge gerechnet. Das Nervensystem zerfällt in zwey: in das Cerebralsystem und in das Gangliensystem; darauf folgt das Muskelsystem, das Drüsensystem und das Knochen- und Knorpelsystem. Bey allen diesen Systemen der festen Theile wird von dem, was darüber überhaupt in Betreff ihres Baues und anderen Eigenheiten gesagt werden kann, umständlich gehandelt.

Dann geht der Verf. zur speciellen Betrachtung der Reitze über. Unter den Ponderabilien ist vorzüglich die Luft, welche auf die organischen Körper theils mechanisch durch ihre physischen Eigenschaften, theils chemisch durch ihre Bestandtheile und theils dynamisch wohlthätig einwirkt, in so fern sie ihre gehörige Mischung vom Oxygen und Azot, und die gehörige Temperatur hat; die mit faulen Ausdünstungen oder mit mehr Wasser geschwängerte Luft wirkt auf die Gesundheit meistens ungünstig. Weil alle Substanzen, welche in den organischen Körper eindringen, eine Veränderung in seiner Mischung bewirken, und die Lebensthätigkeiten aufregen, so sind Speise und Trank auch als ponderable Reitze zu betrachten, und um so mehr die Medicamente und Gifte. Unter die vitalen und einheimischen

Reitze gehört das *Blut* und die *abgesonderten Säfte*, welche die festen Theile, worin sie enthalten sind, in Thätigkeit versetzen. Die imponderablen Reitze sind die *Wärme*, das *Licht* und die *Electricität*. Die Wärme ist ein vorzüglicher Lebensreiz, denn ohne einen gewissen Grad von Wärme erstarret die ganze Natur, das Leben der Vegetabilien stehet im Winter stille, und wird im Frühling bey wiederkehrender Wärme thätig, auch das Leben mancher Thiere wird zur Winterszeit auf einen dem Schläfe ähnlichen Zustand beschränket, ohne Wärme geht auch keine Gährung und keine Fäulung vor sich. Ueber die Identität, die Entstehung und Wirkung der Electricität und des Galvanismus wird auch ausführlich gehandelt. In Betreff der organischen oder animalischen Electricität, welche mehrere Physiologen aus der Wirkung des electrischen Säulenapparats zur Erklärung des Lebensprocesses ableiten, sagt der Verf., es unterliege keinem Zweifel, dafs der menschliche Organismus in einem electrischen Verhältnifs mit den Aufsendungen stehe, er sey auch überzeugt, dafs bey jeder vitalen Action die electrische Thätigkeit nicht nur erzeugt wird, sondern auch darauf den gröfsten Einflufs habe, dafs sie die Irritabilität, die Sensibilität und Reproduction meistens beherrsche, und, mit einem Worte, dafs der galvanische Procefs den Lebensprocefs in der individuellen Natur der belebten Körper ausmache. Nichts desto weniger sey er keinesweges von der Meinung derjenigen, welche die Lebenserscheinungen aus den Gesetzen der voltaischen Säule allein zu erklären suchen, und die Lebenskraft für die Wirkung der Electricität halten. Des Verf. Gründe gehen vorzüglich dahin, dafs das Leben von mehreren Ursachen abhängt als von der Electricität, mithin aus ihr allein nicht erklärt werden könne; die Vitalität sey die Wirkung des Lebens, und könne daher nicht mit dem Galvanismus einerley seyn, sie wirke in dem Muskel- und Nervensystem, wie auch in den reproductiven Organen nach andern Gesetzen, und bringe Wirkungen hervor, welche von den galvanischen ganz und gar verschieden sind; und weil die festen und flüssigen Theile des thierischen Körpers die besten Leiter der Electricität sind, so müfste die in dem Organismus erzeugte Electricität sich gleichförmig vertheilen und in ein beständiges Gleichgewicht gebracht werden und keineswegs sich hier als angehäuft, dort vermindert, hier positiv und dort negativ äufsern. Durch diese und derley negative Gründe scheint der Verf. offenbar den Einflufs der Electricität auf den Lebensprocefs, den er ihr vorhin eingestanden hatte, wieder vermindern zu wollen, und um diesem noch mehr Gewicht zu geben, bezweifelt er

auch, dafs die Wirkung der Krampffische electrischer Natur sey, was doch *Volta* durch seine neuesten Versuche aufs neue bestätigt hat. Diesem zufolge nimmt er einen neuen und eigenthümlichen Lebensstoff oder Lebensflüssigkeit an, die er *imponderabile bioticum* nennt, welches fein und von allen übrigen Imponderabilien verschieden ist, in dem Organismus erzeugt wird und das eigentliche Band zwischen Leib und Seele macht u. s. w. Rec. hätte gern hier unter den vielen bewährten Lehrsätzen die Idee von dem *imponderabile bioticum*, wie auch die zu dessen Gunsten wider die Electricität als Lebensprincip gemachten Einwendungen um so mehr vermisst, als sie sich nicht wohl mit der Meinung des Verf. vereinigen lassen, welche er am Ende seiner Einwürfe S. 325 äufsert, indem er sagt: dafs alle Phänomene der gesammten Natur und der individuellen Körper durch die ursprünglichen Kräfte der Attraction und Repulsion hervorgebracht werden; aus deren verschiedenen Complication gehen die chemischen, electrischen und magnetischen Processe, wie auch die der Wärme und des Lichtes hervor, und diese Processe haben auch in den vollkommenen Organismen Statt, welche ihnen ihre eigenthümlichen Formen, Kräfte, und ihr eigenthümliches Leben verdanken. Zu diesem glaubt Rec. die Bemerkung machen zu müssen: es seyen nämlich die sogenannten Imponderabilien als die Wärme, das Licht, die Electricität und der Magnetismus keineswegs eigenthümliche Flüssigkeiten, wie man es einstens als hypothetisch angenommen hat, sondern sie seyen vielmehr nur als Erscheinungen zu betrachten, die unter gewissen Umständen an Körpern durch ihre und ihrer Elemente wechselweise Einwirkung hervorgebracht werden. So wenig ein Körper durch sich selbst entstehen kann, eben so wenig kann er was immer für eine Veränderung ohne der Einwirkung anderer Körper erleiden, es bestehet demnach alle Naturthätigkeit sowohl im Allgemeinen als im Besondern in einer wechselseitigen Einwirkung der Körper, welche Einwirkung durch der Körper und ihrer Elemente Annäherung (Attraction) oder Entfernung (Repulsion) vor sich gehet. Das Schema dieser Thätigkeit sehen wir an der electrischen Säule, wo durch die Berührung der Körper die entzweyte Kraft der Electricität auftritt, welche theils nach aufsen nach ihren Polen auf entfernte Körper, theils nach Innen bey geschlossener Kette auf die Cohäsion der sich berührenden Körper chemisch wirkt, die Elemente der Körper trennt, sie in andere Verbindungen bringet, anders gestaltet; bey ihrer heftigen Bewegung aus einem Pol in den andern erzeugt sie an den Körpern, die sie durchströmt, Licht und Wärme bis zum

stärksten Grade der Glühhitze. Da dieses nicht nur bey der Berührung der Metalle sondern auch anderer, selbst der animalischen und vegetabilischen Substanzen mehr oder weniger der Fall ist, so ist wohl unsere Ahndung sehr gegründet, daß die entzweyte Kraft der Electricität den wesentlichsten Antheil an allen Naturerscheinungen sowohl der unorganischen als organischen und belebten Körper habe. Wenn wir aus den Eigenschaften und Wirkungen der Electricität, der Voltaischen Säule zwar mehrere schon, aber doch noch nicht alle, einzelnen Naturerscheinungen besonders die des organischen Lebens erklären können, so müssen wir auch bedenken, daß uns noch nicht alle Gesetze bekannt sind, nach welchen die electricische Thätigkeit bey verschiedenen Umständen auch verschiedene Modificationen erhalte, und daher auch verschiedene und in ihren Ursachen mehr complicirte Erscheinungen hervorbringen kann. Daher ist es rathsamer diesen Gesetzen weiter nachzuspüren, und sie mit denen des organischen Lebens zu vergleichen, als zu einem unbekanntem Lebensprincip seine Zuflucht zu nehmen, um das Unbekannte durch das Unbekannte erklären zu wollen; denn haben wir schon so viele Aufschlüsse über die Lebensprocesse durch die galvanische Electricität erhalten, so ist zu hoffen, daß wir sie noch ganz aus ihren Gesetzen werden erklären können.

Weiter wird von dem *cosmischen Einflusse* auf die organischen Körper gehandelt. Die Magnetkraft scheint für den animalischen Körper nicht ganz indifferent zu seyn, obwohl ihre Wirkung nicht in die Sinne fällt. Das geographische und physische Clima haben vielen Einfluß auf den menschlichen Organismus; das physische Clima wirkt durch die Beschaffenheit der Luft, durch ihren Wärmegrad, durch die Beschaffenheit des Erdreichs, durch die Art sich zu nähren und zu kleiden, und über das auch durch den Wechsel der Jahreszeiten. Darauf werden die Verriichtungen des menschlichen Körpers classificirt, ihre Gegensätze, Antagonismen, periodische Wiederkehr und Consensus angeführt, und mit der Angabe der verschiedenen Temperamente, der Verschiedenheit des Geschlechts und der Altersperioden die generelle Physiologie beschlossen.

B o t a n i k.

Georgii Wahlenberg Med. Doct. et Botanices Demonstr. in R. Acad. Upsal. R. Acad. Scient. Stockholm. Memb. ord. Flora Carpatorum principalium, exhibens plantas in montibus carpaticis inter flu-

mina Vagum, et Dunaevetz, eorumque ramos Arvam et Popradum crescentes. Cui praemittitur tractatus de altitudine, vegetatione, temperatura et meteoris horum montium in genere. Cum mappa physico-geographica, tabula altitudinem montium ostendente, et duabus tabulis botanicis. Göttingae impensis Vandenhöck et Ruprecht 1814. 8. CXVIII, et 395.

So nützlich das Reisen in fremde Länder ist, nicht für die Reisenden allein, sondern, wenn diese zweckmäfsig mit offenen Augen, und gesunder Beurtheilungskraft die vorkommenden Gegenstände beobachten, und das Beobachtete ihren Mitmenschen begreiflich machen, auch für viele andere, selbst für diejenigen, deren Land und Leute nebst allem, was hierauf Beziehung hat gelobt oder getadelt werden: so ist doch nicht ein jeder von den vielen selbst gelehrten Wanderern, der so wohlthätig auf sich, und andere jetzt Lebende, oder Nachkommende zu wirken, Kraft, und guten Willen genug hätte. Abgesehen davon, daß viele zu jung, unvorbereitet aus Neugierde, oder Hang zu steten Veränderungen in die weite Welt hinaussehen, und alles bewundern wollen; ferner daß einige zwar in gereiftem Alter, und nicht ohne Kenntnisse sich in die Fremde begeben, aber in einer zu beschränkten Zeitfrist zu viel, und eben deswegen zu flüchtig sehen, und nichts durchschauen können; so ist es auch selbst denjenigen, die mit den meisten Vorkenntnissen, welche auf Reisen theils unumgänglich nöthig, theils nützlich sind, sich bereichert haben, nicht immer geglückt alles Sehenswürdige zu beobachten, noch weniger von allen Seiten her das Wahre an den Gegenständen zu bemerken. Unzählige Hindernisse stellen sich bisweilen zwischen den Reisenden, und die Aufsendinge, er muß sich bescheiden manches wie durch ein gefärbtes Glas oder gar nur die Kehrseite davon zu betrachten, er muß wegeilen, um nicht bey andern Gegenständen in die nähmliche Lage versetzt zu werden, und kann bey aller Eile doch nicht immer dem Zufall zuvorkommen. Gesellt sich vollends zu dieser Schwierigkeit ein Vorurtheil, oder auch die sehr natürliche Liebe zu dem Einheimischen (und wie sehr wird oft der Mensch bey dem besten Willen, unbewußt seiner Schwäche davon angezogen!) so ist es begreiflich, wie auch gereifte Menschen mit mancherley Kenntnissen ausgerüstet, wenn sie über das Fremde urtheilen, leicht in Gefahr kommen zu irren, ohne daß man sie deswegen eines bösen Willens beschuldigen darf.

Der Verfasser gegenwärtiger Schrift Herr Doctor Wahlenberg rühmlich bekannt durch sei-

ne Flora Lapplands, und mehrere gehaltreiche Werke gehört in die Classe geschätzter Reisenden. Er verbindet mit seinen Naturkenntnissen, und körperlichen Kräften einen anhaltenden Fleiß, und eine nicht zu ermüdende Thätigkeit. Schon der Umstand dafs er in einem ungewöhnlich nasen Sommer 1813 eine karpatische Flor von 1346 Gewächsen zusammen gebracht hat, stellt ihn zur Bewunderung für diejenigen dar, die es wissen, und selbst erfahren haben, was dazu erfordert wird in Alpen-Gegenden bey östern, mitunter heftigen Regengüssen Pflanzen zu sammeln, nicht etwa auf viel betretenen Pfaden, sondern auf steilen Höhen, zwischen senkrecht aufsteigenden Felsen-Wänden, da, wo keine Menschen, und zahme Thiere, sondern einsame Gemen und Marmoten hausen. Diese Alpen-Flora verbürgt ihm ein unvergängliches Denkmahl seines rastlosen Fleißes, und die gewissenhafte Erfüllung einer Pflicht, die er willig auf sich genommen hat. Wäre er bey dieser Flora, und einigen mit derselben verwandten Beobachtungen, da wo er eigentlich in seiner Sphäre ist, stehen geblieben; so hätte er einen begründeten Ruhm errungen, und sein Buch würde tadellos nicht nur von der jetzigen, sondern auch von den künftigen Generationen in Anregung gebracht worden seyn: so wie er sich aber in der Naturkunde über seinen Horizont hinaus gewagt hat, gerieth es in ein Labyrinth von Irrthümern, die ihn in einer Blöfse darstellen, gegen die sich wohl niemand ganz sichern, aber doch mit Vorsicht, und Bescheidenheit emigermassen decken kann. Um dieses allgemeine Urtheil zu begründen, ist es nöthig das Werk selbst durchzugehen, und so weit es der Raum dieser Blätter gestattet, gehörig zu würdigen.

Es zerfällt in zwey Haupttheile, deren letzterer die eigentliche Flora begreift; der erstere aber enthält mehrere Aufsätze die auf das Physische der Alpen Bezug haben. In der Vorrede (*ratio operis*) sagt der Verfasser, dafs es in Ungern gegen den Sprachgebrauch sey, die ganze Gebirgskette zwischen diesem Lande, und dem angränzenden Pohlen mit dem Nahmen Carpath. zu belegen, weil diese Benennung, so wie der Nahme Tatra ausschließlic den hohen Alpen zukomme. Diefs ist nicht richtig. Die Geographen, die ungrischen nicht ausgenommen, haben von jeher gedachten Gebirgszug durch den generischen Nahmen Carpath angedeutet; die einzelnen Abtheilungen aber erhielten ihre besondern Nahmen, die wohl in deren Nähe, nicht aber in der weiten Ferne überall bekannt, und angenommen worden sind. So heiffen die Zipser und Lipt. Alpen bey ihren slavischen Anwohnern *Ta-*

tra, und diefs mit vollem Recht, denn schon in den frühesten Zeiten des ungrischen Reichs waren die drey merkwürdigsten Gebirge im Lande: *Tatra*, *Fatra* und *Matra* berühmt; bey den deutschen Zipsern aber heiffen sie schlechtweg das *Gebirge*, im Gegensatz der andern kleinern, die ihre besondern Nahmen haben. Wenn nun viele aus entfernten Gespanschaften abstammende Ungern die eigentliche *Tatra* mit dem generischen Nahmen Carpath belegen, so ist dieses entweder Unkunde oder ein Mißbrauch des letztern Wortes, welches nicht nachgeahmt, viel weniger gebilligt, oder gar verbreitet werden soll. Eben so unrichtig ist es, wenn der Verf. S. XII. von vielen Räubern in den Alpen spricht. Der Aufenthalt der Räuber ist eigentlich der finstere Wald um den Königsberg (Kralowa Hohla) herum, wohin er aber nicht gekommen ist, und wo jährlich im Sommer die dasigen Schäfer mit einigen Dörferbewohnern im Einverständnis, die Strafsen unsicher machen; aber eben diese können sich in den Alpen nicht halten, weil sie da keine Mithelfer finden, daher kann Rec. es versichern, dafs nie seines Wissens ein nahmhafter Reisender, deren sich fast jeden Sommer einige einfänden, angefallen worden ist. Was aber S. XVII und XVIII. über Bestimmung der Gewächse gesagt wird, ist grösstentheils richtig und beherzenswerth. Allerdings soll man bey Festsetzung der Arten auf die Uebergänge vorzüglich aufmerksam seyn, die kleinen Abweichungen anzeigen, nicht aber sie zu wichtige Unterscheidungen der Arten erheben; wäre nur der Verfasser diesen Grundsätzen selbst treu geblieben, so hätte er manchen Mißgriff in der Flora, wie es sich bald zeigen wird, vermieden.

Der Tractat, der auf die *Ratio operis* folgt, enthält mehrere Abschnitte, in deren erstem viel Richtiges, was aber genugsam bekannt ist, über die Oscillationen des Barometers gesagt wird; dafs sie sich aber in den Alpen, und unter denselben z. B. in Käfsmark mit der Veränderung des Wetters gleichmässig verändern sollen, kann bezweifelt werden, wenigstens kann die Erfahrung eines einzigen Sommers nicht hinreichen, diesen Satz genugsam zu begründen. Der zweyte Abschnitt über die Höhe, und Beschaffenheit der Alpen, ist lehrreich wegen den Messungen, die der Verfasser auf vielen Bergen, und Ebenen gemacht hat. Er bediente sich bey der hier vorkommenden Rechnung der neuesten schweitzerischen Tafeln, die unstreitig einen grossen Vorzug vor den ältern haben. Die Zipser, und ihre Nachbarn in der Nähe der Alpen werden es ihm Dank wissen, dafs er auf so viele Punkte gekommen, und ihre Erhabenheit über das Meer ausgemittelt hat, da

bis dahin nur wenige Alpenspitzen mit ganz gemeinen Barometern ausgemessen worden sind. Dagegen wird sich der Länderkundige über die Behauptung wundern, daß die große Ebene Ungerns zwischen Pest und Siebenbürgen im Sommer hitziger sey, als Italien und Spanien, nicht weniger über die ungehinderte Passage der warmen Luft jenes Landstrichs bis an die Alpen hin, und über den in die Augen fallenden Irrthum, daß der Hernad in der Gegend des Dorfes Töpplitz nicht einmahl durch einen Hügel von der Poper geschieden sey; und doch gründet er auf diese falsche Voraussetzungen seine, mag seyn richtige Meinung, nach welcher die Vegetation der Zipseralpen mehr der Piemontesischen, als der in der nördlichen Schweiz gleich komme. Ueber die Natur des Bodens und der Steinarten, und der davon abhängenden Fruchtbarkeit, redet der Verfasser im dritten Abschnitte nach eigener Ansicht als gereister Botaniker, und man folgt ihm, so lange er in seinem Fache ist, gerne; so wie er aber in die Mineralogie ausgleitet, stößt er hin und wieder an. Er findet z. B. in Lappland überall einen schiefrigen? Granit, nach seiner Meinung sollen die großen Kalkberge ostwärts von der Lomnitzerspitze auf Sandstein ruhen, vielleicht weil in drey Stellen, nicht weit von ihnen ein rother Afergranit vorkommt, u. s. w. Doch kann so was in einem botanischen Buche übersehen werden, da es auf die Hauptsache keinen schädlichen Einfluß hat. Interessant ist im vierten Abschnitte, in welchem die Regionen der Gewächse, und ihre Begrenzung angegeben werden, die Vergleichung derselben in Hinsicht auf ihre höhern und niedern Wohnörter so wohl auf den Zipser- als Schweizeralpen. Auch hier lernt man den Verfasser als einen fleißigen Forscher kennen, es ergibt sich aus seinen Untersuchungen, daß das Land der Zipser und Liptauer, obgleich nicht höher liegend als das der Schweitzer, doch viel kälter ist. Die Ursache, die er nicht angegeben hat, ist aber auch am Tage, nämlich die nördliche Lage der karpathischen gegen die südlichere der Schweizeralpen, daher hier der Weinstock gedeiht, da in jener Nähe nicht einmahl der Wallnußbaum fortkömmt. Dagegen ist es merkwürdig, daß die Getreidearten in der Zips und Liptau in höhern Regionen angebaut werden können als im Norden der Schweiz, obgleich in kalten Sommern der unreife Hafer auf dem Gebirge Magura z. B. eher vom Schnee bedeckt, als eingeerntet werden kann. Eben so merkwürdig ist es, daß die Tannenarten in der Schweiz um 900 Fufs höher fortwachsen, als in der Zips, wo schon in der Höhe von 4600 Fufs nichts, als das Knicholz zwischen Granitgerolle

fortkriecht, ja die Viehweide selbst ihr Ende erreicht, weil zwischen gedachtem Holze nicht einmahl Schafe fortschreiten können; über dasselbe hinaus aber ist, bis auf einige seltene Alpenpflanzen und Flechten alles wüste und leer, da im Gegentheil die Schweitzer-Kühe mehr als 1000 Fufs höher volle Weide finden. Doch muß Rec. hier anmerken, daß das Gesagte nur dem Granitboden gilt, und auch das nur, wo es sehr steil ist; denn auf dem Kalkgebirge in den Käfsmarker Kupferschächten, so wie im Drechselhäuschen, und selbst in den höchsten Thälern der Central-Alpen, z. B. über dem Wasserfall im Völkgrund, findet man hoch über der Knicholz Region die üppigste Vegetation. Die Gewächse nach ihrer natürlichen Ordnung werden im fünften Abschnitte angeführt, wo der kundige Leser manches Lehr- und Merkwürdige auszeichnen wird, hier aber um nicht weitläufig zu seyn, übergangen werden muß. Auch in sechsten über die Verschiedenheit der Wohnörter kommen wissenswerthe Sachen vor, bey denen der Nachdenkender gern verweilen wird. Von der Temperatur der Luft, und dann der Erde werden im siebenten und achten Abschnitt Notizen beygebracht, die sich auf die Verschiedenheit des Ofner-Zürcher- und Käfsmarker-Klima beziehen. Endlich kommen wir zu den letzten zwey Abschnitten, die der Verf. so geschrieben zu haben, einmahl bedauern dürfte. Um es begreiflich zu machen, wie es kömmt, daß in den kalten Zipser-Alpen Pflanzen vorkommen, die man nicht in der nördlichen, sondern in der südlichen Schweiz wieder findet, daß sogar auf den Gipfeln, die bis nahe an 8000 Fufs über das Meer erhaben sind, fast jeden Sommer der Schnee abgeht, und es ungewiß lassen, ob sie die Schneegrenze erreichen, oder unter derselben liegen, nimmt er seine Zuflucht zu den trockenen reitzenden Winden, die aus der sandigen? Wallachey kommend über die dürrer? Ebenen Ungerns wegstreichen, und auf jenen die angezeigten Phänomene hervorbringen sollen. Wäre er bey dieser, obgleich nach dem Urtheil der Landeskundigen, unrichtigen Behauptung stehen geblieben, so wäre sie als eine irrigte Meinung weniger aufgefallen, und vielleicht von mehreren übersehen worden: allein diese walachisch-ungrische Luft hat ihn selbst so sehr gereizt, daß er von ihr viele, der ungrischen Nation keine Ehre machenden Eigenschaften z. B. das Tragen der Pelze selbst im Sommer, die Abneigung gegen anhaltende Feldarbeiten, eine den Reitern eigene Wildheit, den Hang zum Aberglauben, zur Räuberey, die Sklaverey des Volks u. dgl. abzuleiten kein Bedenken trug. Und dieß ist es, was ihm, als einem Gelehrten, in den Tag hinein zu schreiben

nicht ziemte. Rec. kennt die Gebrechen des vornehmen und niedrigen Pöbels im Lande, er ist auch nicht gesonnen die Entschuldigung derselben auf sich zu nehmen; denn was schlecht ist, bleibt, was es ist, mag man es auch verschleyern; aber die Ursache davon in einem reizenden trockenen Winde gefunden zu haben, dieß empört einen jeden, von dem man nur halbweg sagen kann: felix, qui potuit rerum cognoscere causas. Gut ist es daß der Verfasser selbst an seine Infallibilität nicht glauben kann, sonst wäre es um die ungebildete Menschheit in Ungern auf immer geschehen; denn, der reizende Wind als die erdichtete Ursache kann nicht aufhören zu blasen, so lange Ungern und die Walachey das bleiben, was sie jetzt sind, und von Anbeginn her waren. Eben so sonderbar ist es, wenn er aus eben dem Grunde die ungrischen Ochsen, und Schafe gegen die, der Schweitzer herabsetzt, und z. B. das Fleisch der Rinder dem Wildpret gleich zu kommen behauptet. Schwerlich werden es andere so finden, obgleich es wahr ist daß der nasse Sommer, in welchem er Ungern bereisete, den weidenden Heerden schädlich gewesen ist, folglich das Fettwerden verhinderte, und dieser Umstand hätte es verdient, vor dem Absprechen erwogen zu werden. Im letzten d. i. 10ten Abschnitte, der: über die Meteore und die Ueberschwemmung vom Jahr 1813 überschrieben ist, kommen neben einigen wahren auch falsche Anzeigen vor, daraus es wieder offenbar wird, daß er nicht untrüglich ist. Unrichtig heißt es z. B. daß die alten Dörfer an der Poper mehrere Meilen vom Fusse der Alpen entfernt liegen, und die von ihm sogenannten Filiale mehrere Stunden. Es sollte heißen, die ersten 1 und 1/2 Meile, und die letzten eben so viele Stunden. Hat er vergessen, daß er nach eigener Aussage selbst von Käfsmark aus tief in die Alpen hinein, und an dem nämlichen Tage wieder dahin zurückgekommen sey? die nämliche Tour haben mehrere ohne große Anstrengung gemacht, und dabey so gut, als er bey dem Aufsuchen, und Sammeln seltener Gewächse einige Erhöhung gefunden. Uebertrieben ist es daß man ohne Feuer, höher, als die Knieholz Region reicht, nicht ohne Lebensgefahr nachten könne; das Beyspiel eines gewissen Papyrus, der allerdings zwischen hohen Felsen todt gefunden worden ist, beweist nichts für eine Regel, man denke nur an die Gemsen-Jäger, wie oft, wie hoch und seit wie vielen Jahren nachten sie ohne Feuer unter, oder

neben großen Steinen? und nie ist einer nach Rec. Wissen da ungekommen. Die Bauern aus Hunsdorf und Gr. Lomnitz gehen fast jährlich im Monath Juny in die Knieholz-Gegend hinauf, um dieses für den künftigen Winter in Schichten aufzuhauen, sie weilen da zu ganzen Wochen, und ertragen es geduldig, wenn nächtliche Regen die Unterhaltung des Feuers unmöglich machen, ohne daß einer, oder der andere je in Lebens-Gefahr dieserwegen gekommen wäre. Kein guter Rath ist es ferner im Monath Juny, und Anfangs July die Alpen zu bereisen; denn zu der Zeit ist die Vegetation in den Höhen erst im Aufgehen, und alles voll Schnee; das Ende July bis Ende August sind die besten Tage dazu, selbst im Sept. wenn es anders warm ist, befinden sich die Menschen, und weidenden Heerden sowohl in den untern, als höhern Regionen sehr wohl. Aber die große Ueberschwemmung vom Jahr 1813, während welcher der Verfasser sich in Käfsmark aufhielt, und selbst Augenzeuge war von dem, was geschehen ist, erklärt er sich weitläufig, und man sollte denken, auch richtig; Rec. muß aber bekennen, daß er sich in seiner Erwartung getäuscht fand. Der Kürze wegen will er nur einen aber wichtigen Umstand beleuchten, daraus es hervorgehen wird, daß der gute Botaniker nicht zugleich immer ein guter Beobachter sey. Er leitet die großen Wassermassen, die aus den untern Alpenthälern mit gräßlicher Gewalt hervorbrachen, nicht von heftigen örtlichen Ergießungen, oder sogenannten Wolkenbrüchen, sondern von den, während eines ununterbrochenen 48 stündigen Regens, vielen zusammenströmenden kleinen Alpen-Bächen, die da, wo alle in ein kesselförmiges Thal zusammen laufen, zu einem riesenartigen wilden Bach angeschwollen seyn, und jene außerordentliche Wirkung, die angezeigt worden ist, hervorgebracht haben sollen. Nun gesteht er selbst, daß auf den Höhen, von welchen eigentlich die vielen Bäche zusammenfließen, kein ungewöhnlicher Regen war, hoch oben aber Schnee fiel, der nicht gleich abging, während es tiefer herab stark regnete; wie konnte also z. B. der unansehnliche Bach im Schäckengrunde so hoch, als angenommen wird, anwachsen, wenn die kleinern Bäche, die ihm von oben her ihr Wasser zuführen, nicht größer waren als bey einem gewöhnlichen, obgleich langwierigen Regen- oder Schneewetter?

(Der Beschluß folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 41.

Dienstag den 21. May.

1816.

Botanik.

Georgii Wahlenberg Med. Doct. et Botanices Demonstr. in R. Acad. Upsal. R. Acad. Scient. Stockholm. Memb. ord. Flora Carpatorum principalium, exhibens plantas in montibus carpaticis inter flumina Vagum, et Dunaevetz, eorumque ramos Arvam, et Popradum crescentes. Cui praemittitur tractatus de altitudine, vegetatione, temperatura et meteoris horum montium in genere. Cum mappa physico-geographica, tabula altitudinem montium ostendente, et duobus tabulis botanicis. Göttingae impensis Vanhöck et Ruprecht 1814. 8. CXVIII, et 395.

(Beschluss.)

Gesetzt aber auch, daß die obern Bäche immer größer, und zu großen Fluthen angewachsen wären, so wären sie auch während des 48 stündigen Regens in immer zunehmender Proportion abgeflossen, und hätten lange nicht so eine erstaunliche Wirkung hervorgebracht: allein in Käfsmark weiß es jedermann, und der Hr. Doctor wird es auch nicht vergessen haben, daß die größte Fluth nicht zu Ende, sondern in der Mitte jenes Regens, und zwar jählings um Mitternacht die Menschen im Schlaf überrascht, und daß es den folgenden Tag bis wieder um Mitternacht gleichmäßig, und ununterbrochen fortgereget hatte, dabey aber die Fluthen nicht nur nicht mehr angewachsen, sondern zu fallen anfangen haben. Hieraus ergibt sich unwiderleglich, daß nicht ein anhaltender Normal-Regen, denn sonst wäre die höchste Fluth zu Ende desselben eingetreten, sondern locale Ergießungen (Wolkenbruch) die Quellen jener Ueberschwemmung gewesen sind. Hiermit stimmen deutliche Spuren auf dem Rücken des hintern Stöschens überein, wo eine ganze Seite dieses Berges mit allem Gehölze und Geschiebe abgelöst,

Fünftes Heft.

und in das Thal fortgeschwemmt worden ist. Dieß mußte der Verfasser selbst deutlich gesehen haben; denn er war in diesem Thal schon nach der Ueberschwemmung, das Locale fällt da in die Augen, sowohl oberhalb, als unterhalb dieser Stelle wo die Gebirgs-Formation, und die Abhänge die nähmlichen sind, ist nichts Aehnliches mehr zu sehen. Ein deutlicher Beweis ferner von dem angedeuteten Wolkenbruch in dieser beschränkten Stelle ist auch das weiße Wasser selbst, welches die Fluthen von daher aufnahm; denn unterhalb derselben sind gleich häufige Spuren der großen Verwüstung, oberhalb derselben aber blieb alles in seinem vorigen Stande. Aehnliche Umstände finden sich auch auf dem Lomnitzer-Gebiete unterhalb des Trichtersees, woraus der Steinbach entspringt, und auf dem Leibitzer-Gebirge, aus welchem der Leibitzbach hervorströmt. Alle diese drey Bäche fallen in die Poper, und haben ihre Wassermasse außerordentlich vermehrt, daß kein Greis so etwas erlebt zu haben sich erinnern kann. Am Schlusse dieses Abschnitts endlich macht der Herr Doctor noch die Bemerkung, daß die Alpen in Lappland zu ihrem Antheil außer den langen Tagen eine milde Sommerwitterung erhalten haben, die Schweizer dagegen wären die fruchtbarsten, und die Zipser sollen der heftigsten Witterung unterworfen seyn. Zu diesem Urtheil mag der viele Regen zum Theil die Veranlassung gegeben haben, schwer aber dürften die Schweizer in dasselbe einstimmen, weil häufige Regengüsse ihre Thäler bald hier bald da öfter, als die Zipser Ebenen verwüsten, weil eine Ueberschwemmung, wie die vorhin erwähnte doch nur secular, und eben deswegen nicht dazu geeignet ist, ein Richtmaas für die Witterung abzugeben. Aber auch die Fruchtbarkeit ist nicht absolut zu nehmen; denn es sind in der Schweiz viele unfruchtbare Haiden, und in der Zips von dem Verfasser selbst gerühmte Thäler, wo eine üppige Vegetation den Wanderer zur Bewunderung hinreißt, die sogar in kalten regnichten Sommern nicht abgeweidet werden kann,

und nebst der in den unzugänglichen Oertern vermodern muß; die hieraus erzeugte Erdart aber, die unterliegenden Thäler, wenn sie vom Regenwasser abgespült wird, bis zum Ueberfluß düngen kann; und hieraus, so wie aus der mittäglichen Lage, nicht aber aus den walachisch-ungarischen Winden, ist die schöne Flora, die meistens auf Kalkboden sowohl in den Kupferschächten, als in dem berühmten Drechselhäuschen prangt, begreiflich; die Unfruchtbarkeit aber auf den, über das Kniehölz erhabenen Granit-Geröllen, wird den Zipsern durch das am Fusse der Alpen ausgebreitete Ackerland reichlich ersetzt, welches in der Schweiz nicht der Fall ist, und mit dem schönen Sommer Lapplands würde der Zipsler weniger zuftieden seyn, als mit dem eigenen von dem Himmel gar nicht begünstigten, aber nicht in Hinsicht auf die ruhige Milde, als vielmehr auf die Kürze der Dauer. Spät im Oct. konnte der Verfasser noch kryptogamische Gewächse in den Zips. Alpen sammeln, ja es wagen bis an den Fuß der Eisthaler Spitze vorzudringen, obgleich nicht hinauf zu klimmen, wie mag es wohl in Lappland um diese Jahreszeit, ich will nicht sagen auf dem Sulitelma, sondern in den Ebenen rings herum, aussehen? Recensent führt das Gesagte nicht in der Absicht an, um diese, oder jene Alpengegend auf Kosten einer andern zu erheben, oder herabzuwürdigen, sondern auf das Relative des Guten sowohl, als des Schlechten in allen vorkommenden Gegenden aufmerksam zu machen, und zugleich die wohlthätige Schöpfershand bey Auspendung der Erden-Güter anbethend zu beachten.

Ungern hat sich Rec. bey diesem kürzern Theile des Werks so lange aufgehalten, er hielt es aber als Inländer für seine Pflicht mehrere Punkte, die im Ausland aus Mangel an Local-Kenntniß nicht gehörig beurtheilt werden können, näher zu beleuchten, um sowohl das Wahre auszuheben, als die Verbreitung des Irrigen zu verhüten. Um so viel kürzer kann er sich bey dem zweyten Theil, als der eigentlichen Flora, fassen. Doch auch hier scheint es ihm nöthig zu seyn einige Bemerkungen beyzufügen, die es zugleich darthun sollen, dafs er das Ganze aufmerksam durchgegangen, und über Manches nachgedacht habe. So reichhaltig übrigens diese Flora ist, so muß Rec. die Bescheidenheit ihres Verfassers darin rühmen, dafs er die liberale Mitwirkung einiger Inländer anerkennt, ohne deren Beyhülfe er freylich in einem Sommer nicht so viel zu leisten im Stande gewesen wäre.

Nach S. 60 soll die *Campanula dasycarpa* eine Varietät von der *C. persicifolia* seyn, sie kömmt am Fusse der Alpen in lichten Waldungen vor;

die Blätter und ein rauher Fruchtknoten scheinen sie aber von der letztern um so viel sicherer zu unterscheiden, je gewisser es nach Rec. Erfahrung ist, dafs das Rauhe der Gewächse, je näher sie gegen die Alpen aufsteigen, in eben dem Grade sich vermindere. S. 85. Das von mehrern Botanikern anerkannte *Aethusa Meum* soll ebenfalls eine Abänderung von dem *Phellandrium Mutellina* seyn, und zwar aus dem Grunde, weil es gegen das in dem Piemontesischen vorkommende, zu breite Blättchen hat; soll aber, um nichts weiter zu sagen, der generische Charakter die involucella dimidiata, die bey dieser Pflanze unstreitig da sind, jenen schmalen Blättern so weit nachstehen? S. 86. Beym *Chaerophyllum hirsutum* hat Rec. das Wimprige an den Blumenblättchen nur im Zustande der lebenden Vegetation wahrnehmen können, daher es bey trockenen Exemplaren ein zweifelhafter Charakter, wenigstens aus seiner Gegend, bleiben muß. S. 211. Die *Corydalis cava* unterscheidet der Verfasser von der *C. bulbosa*, und zwar nicht mit Unrecht, ob aber hier der Unterschied gröfser sey, als z. B. bey der *Campanula persicifolia*, und *C. dasycarpa*? S. 215. *Lathyrus tuberosus* soll an Zäunen und Mauern wachsen; Rec. fand dieses Gewächs nur auf gutem Ackerboden, doch darf man es mit der Angabe der Wohnörter nicht genau nehmen, da der Verf. nicht alles selbst aufgefunden hat. S. 234. *Tragopogon pratensis*, u. *T. orientalis* sind nicht wesentlich verschieden, weil *specimina* vorkommen von welchen es ungewiß ist, ob sie zum erstern, oder zweyten gerechnet werden sollen. Hätte hier nicht Linne's Auctorität Einfluß gehabt, sie wären ungeschieden geblieben. S. 249. *Serratula arvensis*, β unterscheidet sich von der gemeinen nicht nur durch den rundlichen Kelch, sondern auch durch die krausen mehr stacheligen Blätter; sie wächst gruppenweise in einigen Dörfern, und auf lichten Plätzen in Wäldern, nie aber auf Aeckern. S. 256. Die *Cacalia alpina* und *albifrons* sollen der Art nach nicht verschieden seyn. Rec. möchte fragen ob wohl der Unterschied zwischen *Mespilus cotoneaster* und *M. eriocarpus*, den doch der Verfasser gelten läßt, gröfser sey? Wie wenig er mit sich selbst bey Bestimmung der Arten übereinstimmend ist hat er S. 269—270. deutlich gezeigt. Er ruft bey Gelegenheit, wo er die *Solidago virga aurea*, mit der *S. alpestris* vereinigt aus: *Mirum quantum in micrologica distinctione varietatum inutilium manifestatus!* und gleich darauf unterscheidet er die *Cineraria cordifolia* von der *Cineraria alpina*, sagt aber in der Note: obgleich beyde dem Habitus nach verschieden sind, so finde er doch keine Merkmahle zur sichern Begrenzung

derselben. Sonderbar! entweder Partheylichkeit, oder das: non sibi constat spricht sich offenbar hier aus. Rec. kann versichern, daß er bey dem häufigen Vorkommen dieses Gewächses in den Alpenthalern ebenfalls häufige Uebergänge und Nüancen bemerkt habe, er kann sie der Art nach nicht für verschieden halten. S. 306. Mit der *Betula alba* verbindet er als Abart die β) glandulosa, die häufig in Wäldern nicht nur in der Zipser, sondern auch in den benachbarten Gespanschaften vorkommt. Rec. der sie kennt, kann dieser Verbindung seinen Beyfall nicht geben; denn sie unterscheidet sich von der gemeinen weissen, nicht nur durch die Warzen an den jungen Trieben, sondern auch durch die Schuppen, Blätter, aufgerichtete Zweige und einen im Verhältniß des Gipfels sehr starken Stamm, wodurch sie von der schlanken weissen auf den ersten Anblick geschieden werden kann. Eben so wenig kann er die *Betula carpatica* der *B. pubescens* unterordnen. Schon das, was der Verfasser aus eigener Ansicht von ihr sagt, macht seine Meinung verdächtig, hätte er hier Uebergänge aus einer in die andere Art wahrgenommen, so wäre es Pflicht gewesen, sie anzudeuten; weil er aber hiervon schweigt, so muß er bey seinen, wie er sagt vielen Beobachtungen nichts dergleichen bemerkt haben. Die Weiden S. 313 — sind kurz und obenhin behandelt worden; er kam aber auch für die meisten zu spät in die Zips, daher fehlen selbst einige der gemeinsten, z. B. die *Salix triandra*, *fragilis*, *rosmarinifolia* u. s. w. Die *S. Kitaibelliana* wird zu der *S. retusa* gezählt, darüber Rec. nicht rechten will, da er die letztere nur aus Abbildungen kennt, so viel aber kann er sagen, daß erstere, so wie sie in der Natur vorkommt, gegen jene in der Abbildung längere abgerundete Blätter, und viel längere Kätzchen habe, auch fand er eine Varietät mit schmalen an der Spitze verlängerten Blättern. Die *Salix fissa* S. 316. soll die *S. helix Austriacorum* seyn, diese aber ist bekanntlich eine monandra. Als eine Varietät von der *S. philicifolia* bringt der Verfasser S. 318 eine *coerulescens* β) vor, die Rec. seit langer Zeit bekannt ist; sie unterscheidet sich aber wesentlich von jener durch eine vierspaltige Narbe, durch eine bläuliche Pubescenz auf beyden Seiten der Blätter, die nie etwas Wellenförmiges im Umfange bemerken lassen. Wenn hier die verlängerte Saamenkapsel, wie es nach der Diagnosis der *S. philicifolia* in der Flora Lapp. das Ansehen hat, allein entscheiden soll, so müßten sehr viele Arten hierher gezogen werden. Soll man denn nur auf die Kapsel allein, und auf die übrigen Geschlechts-Theile, so wie auf die Blätter bey Festsetzung der Arten, gar nicht achten? Solche

Mißgriffe sind nicht im Sinne des großen Linne, der ein trefflicher Logiker war. Die Phytologen, die sich mit Weiden beschäftigt haben, gestehen es ein, daß das Studium derselben schwer sey, nicht nur deswegen weil sie viel Einförmiges in ihrer ganzen Bildung haben, sondern auch weil man nicht, wie bey andern Pflanzen die Blüten und Blätter bisweilen auch die reifenden Früchte, zu einer und der nähmlichen Zeit sammeln kann; um so viel mehr Fleiß, und Genauigkeit sollte demnach jeder anwenden der hier genugsame Belehrung ertheilen will; dagegen mögen wohl manche eilende Pflanzen-Jäger nicht Geduld genug haben um bey den vielen, und schwierigen Weidenarten lange zu weilen, aber eben deswegen fördern sie die Kenntniß derselben nicht in dem Maafse als man sich zu erwarten berechtigt glaubt, bisweilen richten sie durch das bequeme Zusammenfassen des Ungleichartigen so gar Schaden an. Uebrigens will Rec. die fehlerhafte Schreibart des Verfassers nicht weiter rügen, da es schon anderwärts, aber ohne Erfolg geschehen ist; eben so wenig will er durch seine Bemerkungen der Brauchbarkeit des Buchs Abbruch gethan haben, vielmehr wünscht er es in die Hände aller derer, die die Flora einer noch immer zu wenig bekannten Gebirgsgegend kennen lernen wollen; denjenigen aber, die Lust haben dieselben zu bereisen, und dadurch ihre Naturkenntniß zu bereichern, muß es willkommen seyn, um so mehr da bis jetzt keine bessere Schrift zu dem Behuf vorhanden ist.

Naturlehre.

Versuch einer empirischen Darstellung des polarischen Naturgesetzes (,) und dessen Anwendung auf die Thätigkeiten der organischen und unorganischen Körper, mit einem Rückblicke auf den thierischen Magnetismus. Vom Dr. G. Prohaska k. k. Regierungsrathe und Professor etc. Wien 1815. Camesina'sche Buchhandlung. VIII. und 101 S. in 8.

Der Hr. Verfasser, einer der berühmtesten Anatomen und Physiologen der neueren Zeit liefert uns in der vorliegenden zwar kleinen aber gehaltvollen Schrift wieder einen schönen Beweis seiner unablässigen und scharfsinnigen Forschungen in dem großen Gebiete der Natur. Er versuchte im J. 1812 in seiner „*Disquisitio anatomico-physiologica de organismo corporis hum. ejusque processu vitali*“ die Lebensprocesse nach Gesetzen des Galvanismus im Zusammenhange mit

der gesammten Natur zu erklären; bey dem weiteren Nachdenken über diesen Gegenstand entstand (S. VI.) die gegenwärtige, auf Erläuterung und Berichtigung jenes Versuches abzielende Schrift. Sie enthält eine Kette von Folgerungen, die aus bekannten Thatsachen abgezogen sind, und ist für den Physiologen und Arzt so wichtig, daß sie von ihnen selbst mit ganzer Aufmerksamkeit gelesen zu werden verdient. Um diesen Ausspruch einigermaßen zu begründen, will Rec. wenigstens, da sie keinen vollständigen Auszug gestattet, ihren Inhalt in möglicher Kürze etwas näher bezeichnen. Sie hat folgende Abtheilungen:

Darstellung des Begriffs und der Realität des polarischen Naturgesetzes S. 1—21. Den Nahmen *Folge* erhielten zuerst die zwey (im Norden und im Süden) entgegengesetzten Endpunkte der Weltaxe, die man sich an der Himmelskugel dachte, dann die der Erdaxe. Diese Benennung wurde später an die Magnetnadel und den Magnet selbst, von da an die Elektrizität, und an die entgegengesetzten (Hydrogen- und Oxygengas entwickelnden) Enden der volta'schen Säule übertragen. Den Grund hierzu both die Beobachtung der Analogie dar, daß die Magnetnadel und der Magnet so wie ein jeder elektrische Körper, und die volta'sche Säule an ihren entgegengesetzten Enden entgegengesetzte Kräfte äußern. Diese (bekannten) entgegengesetzten Kräfteäußerungen lassen sich auf Anziehung des Ungleichartigen und Abstossung des Gleichartigen zurückführen. Der Hr. Verf. gibt dieselben, und die Beobachtungen und Versuche, durch die man zur Kenntniß derselben gelangt ist, in einer kurzen, gedrängten Uebersicht an, zeigt ihre allgemeine Verbreitung in der uns bekannten Natur, stellt S. 18. als wahrscheinlich auf, daß der Magnetismus seinen Eigenschaften nach mit der Elektrizität so nahe verwandt sey, daß er nur als eine Modifikation dieser angesehen werden könne, und schließt S. 20. die interessante Auseinandersetzung mit der Folgerung, daß die Erscheinungen an den Körpern, welche aus ihrem chemischen und dynamischen wechselseitigen Einflusse entstehen, und auf ihre Mischungs- und Formveränderung Bezug haben, nach keinem andern als nach polarischen Gesetzen (vielleicht richtiger Gesetzen der Polarität) erklärt werden können, weil ein allgemeines Naturgesetz erwiesen sey, das durch die Berührung zweyer oder mehrerer heterogenen Körper ein Proceß entzweyter Kräfte entsteht, welche nach dem Grade der Verschiedenheit der Körper auf einander wirkend die Quelle ihrer mannigfaltigsten Veränderungen sind. Dieses Naturgesetz erscheine uns am Magnetismus

und an der Elektrizität; nur sey der Magnetismus mehr auf das Eisen eingeschränkt, die Elektrizität aber allen Körpern eigen, indem es nicht zwey Körper gebe, die bey ihrer Berührung nicht Elektrizität erregen könnten; wesswegen wir das Recht haben, alle durch den Berührungsproceß an den Körpern entstehende Erscheinungen von der Elektrizität abzuleiten, wie der Hr. Verf. dieses nun an den unorganischen und organischen Körpern nachzuweisen sucht.

Anwendung des polarischen Naturgesetzes (des Naturgesetzes der Polarität) auf die Erscheinungen der unorganischen Körper S. 21—39. Vergleichen wir die Erscheinungen der unorganischen Körper mit denen der organischen, so finden wir, daß sie ihr Entstehen und Vergehen, obwohl unter verschiedenen Umständen und von verschiedenen Erscheinungen begleitet, mit einander gemein, und beydes nicht allein ihrer eigenen und inneren Kraft, sondern auch der Kraft derjenigen Körper zu verdanken haben, mit denen sie in Verbindung stehen, und von denen sie umgeben sind. Kein Körper kann durch sich selbst entstehen noch irgend eine Veränderung erleiden, dazu ist stets die Einwirkung anderer erforderlich, unter deren Einflusse er entsteht (und besteht), und bey geänderten Umständen (verändert wird und) auch wieder vergeht. Er muß von ihnen theils Stoffe aufnehmen, theils an sie abgeben. Die Körper, unter deren Einflusse alle Körperveränderungen sowohl in der sogenannten unorganischen als organischen Natur vor sich gehen, sind vorzüglich das Wasser, die Luft, das Feuer oder die Wärme, und das Licht. Durch den Beytritt dieser Körper, die selbst schon Produkte der Natur, nach gleichen Gesetzen entstanden, als zusammengesetzt zu betrachten, und schon mehr weniger in den Mischungen aller übrigen Körper enthalten sind, werden alle Veränderungen der unorganischen Körper bewirkt, indem (S. 22.) durch die Heterogenität beyderseitig in Berührung kommender Stoffe ein chemischer Proceß entsteht, durch den die Körper verschiedene, ihrer Natur und dem Einflusse jener Aussendinge entsprechende Veränderungen erleiden. Es entstehen nämlich S. 23. durch die Verbindung gewisser Stoffe neue Körper, als: Metalle, verschiedene Stein- und Erdarten, Krystalle, Salze, Meteorsteine u. a. m.; oder die bereits bestehenden Körper verwandeln die neu aufgenommenen in ihre Natur, wie es vorzüglich bey den organischen lebenden der Fall ist, welche nebstbey die sich angeeigneten Stoffe in die ihnen eigenen Formen anschließen machen, oder es verändern die bestehenden Körper ganz ihre Natur, und werden auch

ihrer Mischung und Form nach zerstört, wie dieses bey den organischen Körpern durch die Fäulnis, bey den Metallen durch die Verkalkung, bey den Steinen durch die Verwitterung, bey den brennbaren durch die Verbrennung u. s. w. geschieht, wo sie in ihre Grundstoffe zersetzt werden, und gleichsam in das Chaos der bildbaren Materie übergehen. Diese in ihre Grundstoffe zersetzten Körper werden dann wieder unter dem Einflusse benannter Aussendinge in neue Körper vereinigt. So werden die verkalkten Metalle reducirt, die verwesenen organischen Körper gehen in die vegetabilischen; und diese in die animalischen, wie durch einen Kreislauf, über. Es sind also nur die Mischungen und Formen der Körper wandelbar, die bildbaren Grundstoffe bleiben wohl dieselben. Man hat diese Erscheinungen schon lange einem in der Natur Statt habenden chemischen Prozesse zugeschrieben, und denselben von der in ihr allgemein verbreiteten Kraft der Anziehung und Abstossung abgeleitet, die, da sie sich zwischen manchen Körpern stärker als zwischen andern äußert, auch die Wahlziehung oder die Kraft der Verwandtschaft genannt wurde. Aber man kennt den Ursprung dieser Freundschaft und Feindschaft der Körper und ihrer Kräfte, die Natur der Anziehungs- und Abstossungskraft noch nicht; und der Hr. Verf. glaubt S. 24. nur bemerken zu müssen, dafs diese Kraft unter verschiedenen Umständen verschiedenen modificirt, sich theils als allgemeine theils als besondere Centralanziehung, theils als Cohäsion, theils als Magnetismus, und theils als Electricität äußert, und sowohl verschiedene Eigenschaften zeigt, als verschiedene Erscheinungen hervorbringt, die der Hr. Verf. schön auseinander setzt.

Anwendung des polarischen Naturgesetzes auf die Erscheinungen der organischen Körper überhaupt S. 39—67. Die mannigfaltigsten Erscheinungen und Thätigkeiten der organischen Körper scheinen bey dem ersten Anblicke von den Thätigkeiten der unorganischen auffallend verschieden, allein auch unter den letzteren hat ein immerwährendes und wechselseitiges Streben und Ineinanderwirken nach Galvanischen Gesetzen statt, auch jeder unorganische Körper hat seine Kräfte, durch welche er besteht und auf andere einwirkt, sich dieselben unterwirft oder ihnen unterworfen wird, so dafs man sie in dieser Hinsicht nicht als tote oder unthätige Körper betrachten, und zusammen nicht mit Grunde die tote Natur nennen kann. Auch in körperlicher Hinsicht ist der Unterschied zwischen organischen und unorganischen Körpern nicht scharf bezeichnet, denn in

so fern bey jenen die Organisation sich auf die eigenthümliche Mischung und Form zurückbringen läßt, kömmt sie der ganzen Erde und ihren Fossilien oder mineralischen Körpern zu, es würde sich leicht ein Uebergang der unorganischen in die organischen, der mineralischen in die vegetabilischen und dieser in die animalischen Körper nachweisen lassen. Die sonst angenommene eigene Lebenskraft der organischen Körper ist nichts anders als die allgemeine Naturkraft des Anziehens und Abstossens, die unter verschiedenen Umständen anders modificirt wird, darum unter verschiedenen Thätigkeiten erscheint und verschiedene Wirkungen hervorbringt. Leben überhaupt kann nur durch die Natur als Totalität betrachtet werden, indem das Einzelne im Ganzen so wie das Ganze im Einzelnen sich darstellt; das Leben der organischen Körper kann nicht anders als durch die Einwirkung der unorganischen bestehen und begriffen werden; es besteht, aufser den höheren Geistesthätigkeiten, in einem organisch-chemischen Prozesse, worin eine beständige Umwandlung und ein beständiger Wechsel der Stoffe durch Zersetzung, neue Verbindung, Ausscheidung und neue Aufnahme vor sich geht. Doch blieb uns dieser Process, den man sich als einen Verbrennungsprocess vorgestellt hatte, noch immer dunkel, bis wir durch die Wirkungen der Galvanischen Electricität und der Volta'schen Säule belehrt wurden, dafs in der Natur einem allgemeinen Gesetze zu Folge durch Berührung heterogener Körper oder Principien unter dem Einflusse des Wassers, der Luft, der Wärme und des Lichtes ein Process entsteht, wodurch die in Berührung kommenden Körper zersetzt, und in neue Mischungen und Formen, wie schon gesagt, umgewandelt werden. Daher stimmen die meisten jetzigen Physiologen überein, dafs der Lebensprocess nach den Gesetzen der Galvanischen Electricität vor sich gehe, dafs folglich die Lebenserscheinungen auch Wirkungen des polarischen Einflusses sind, welcher sowohl in und zwischen den einzelnen Organen eines organischen Körpers als zwischen ihnen und den Aussendingen Statt hat, obwohl sie in Betreff dieses Einflusses noch nicht im Reinen sind. Um das Gesetz der Polarität in den Erscheinungen der belebten organischen Körper nachzuweisen, führt der Hr. Verf. nun zuerst den auf Thatsachen beruhenden Beweis der Existenz der organischen Electricität, und zeigt, welcher Modifikationen sie fähig sey, wie aus ihr die Lebenserscheinungen, die Reproduction sowohl als die Sensibilität und Irritabilität, hergeleitet werden können und, da kein anderes Naturgesetz bekannt ist,

auf welches sie bezogen werden könnten, (für jetzt wenigstens, meint Rec.) hergeleitet werden müssen. Letztere Auseinandersetzungen werden unter den eigenen Aufschriften: *Anwendung des polarischen Naturgesetzes auf die Thätigkeiten der Vegetabilien* S. 68—81 und *Anwendung des polarischen Naturgesetzes auf die Thätigkeiten der Thiere* S. 81—101 sehr scharfsinnig und mit Benutzung aller neueren Beobachtungen und Versuche über diese Gegenstände geliefert. Wir können dem Hrn. Verf. hier nicht weiter folgen, ohne die Grenzen einer Anzeige zu überschreiten, nur etwas, seine Ideen über den sogenannten *thierischen Magnetismus* betreffend, wollen wir noch in Kürze ausziehen. Ein organisches Individuum kann S. 98 polarisch auf die Aussendinge, und auf ein anderes organisches Individuum auch in der Entfernung wirken. Allgemein bekannt sind aufser andern bestätigenden Erfahrungen, die Beyspiele von unangenehmen Wirkungen einer entfernten Katze auf manche Menschen; von dem nachtheiligen Einflusse, den gewisse Schlangen äufsern sollen, indem Menschen und Thiere vor ihrem Anblicke erstarren, deren sie sich dann bemächtigen; von dem augenblicklichen, leidenschaftlichen Liebe oder Haß erweckenden Eindrücke, den oft Menschen aufeinander machen, und von verschiedenen anderen Idiosynkrasien. Nach dieser Ansicht können auch die Wirkungen, welche man dem thierischen Magnetismus zuschreibt, nicht in Zweifel gezogen werden, welche zwischen zwey Individuen zu Stande kommen, von denen das eine nervenkrank, meistens weiblichen Geschlechtes und daher mit einer ungewöhnlichen Receptivität begabt ist, die überdies noch durch Glaube und Einbildung wunderbar gesteigert werden kann. Diese Wirkungen finden in den Gesetzen der elektrischen Spannungen ihre Erklärung; sie sind um so gröfser und wahrnehmbarer, je gröfser der Contrast zwischen den Spannungen beyder Individuen in körperlicher und geistiger Hinsicht ist. Das Sehen ohne Gebrauch der Augen, welches vorzüglich viele für unmöglich hielten, scheint auf diese Art begreiflich zu werden S. 100; — wenn nämlich die Bewegung der mitgetheilten Spannung vorzüglich auf einzelne Organe der Kranken wirksam wird, und eine gewisse Bewegung unmittelbar in dem Sehorgane, oder mittelst eines andern z. B. des Gangliensystems in der Magengegend erregt wird, welche sonst von gewissen sichtbaren Gegenständen in demselben erregt zu werden pflegt; so können die Gegenstände mit allen ihren Formen, Farben und Bewegungen vorgestellt werden, wie dieses oft bey

uns im Traume der Fall ist. Sonach wird man hoffentlich auch die Möglichkeit zulassen, daß die Gefühle und Begriffe des Magnetiseurs, welchen ebenfalls eine besonders modificirte Bewegung seiner elektrischen Spannung zum Grunde liegt, durch den polarischen Einflufs seiner in Raport gesetzten Somnambule mehr oder weniger nach dem Grade ihrer Receptivität, mitgetheilt werden können, indem in ihr ähnliche Bewegungen erzeugt werden. So schmeckt die Somnambule den Pfeffer, den der Magnetiseur kaut, so kann sie sehen durch seine Augen, und riechen durch seine Nase; so können auch seine Begriffe und sein Wille die ihrigen werden. Doch fragt es sich, ob auf diese Art auch reale und vorhin von der Somnambule nie gehabte Begriffe und Vorstellungen, selbst solche, die dem Magnetiseur fremd sind, verursacht werden können S. 101, so daß sie den nie gekannten inneren Zustand ihres Körpers sehen, die zur Herstellung ihrer Gesundheit tauglichen Mittel erkennen, die Zeit ihrer Genesung oder ihrer Krankheitsanfalle bestimmen, und noch ein anderweitiges Divinations-Vermögen sowohl von vergangenen als künftigen Dingen erlangen kann? —

Die Bemerkung, die der Hr. Verf. selbst S. 24 macht, daß wir den Grund der Polarität oder die Natur der Anziehungs- und Abstossungskraft noch nicht kennen, bezeichnet nach des Rec. Dafürhalten genau die Grenzen der Anwendbarkeit, und den Werth einer scharfsinnigen Anwendung des Gesetzes der Polarität auf die mannigfaltigsten Erscheinungen in der sogenannten unorganischen und organischen Natur. Auch die scharfsinnigste Anwendung dieses Gesetzes nämlich kann wohl zur Erklärung der genannten Erscheinungen, zur Aufhellung vieler bisher dunklen Verhältnisse der Dinge unter einander führen, und dadurch dem Naturforscher, insbesondere dem Physiologen und Pathologen viel nützen, aber den letzten Grund der Erscheinungen vermag sie noch nicht aufzudecken. Indessen darf man diese Lehre als eine treffliche Vorbereitung hiezu ansehen. Sie ist vom Hrn. Verf. zuerst in der hier gezeigten Ausdehnung vorgetragen worden, und wird, wenn ihrer Bearbeitung und Anwendung sich Männer, wie unser Hr. Verf., fortan widmen, unfehlbar bedeutende Aenderungen in der gesammten Naturlehre bewirken, und die Fortschritte in der Kenntniß der organischen und unorganischen Natur sehr befördern.

Papier, Lettern und Druck machen die Auflage lobenswerth.

Bibliomanie. *)

Bibliotheca Spenceriana, or a descriptive catalogue of the books printed in the XVth century, and of many valuable first editions in the library of G. J. Earl Spencer K. G. etc. by Thomas Frognall Dibdin. London 1814. 4 Bände in 8.

Dieses Werk ist abermahl ein Beweis der hohen Stufe, auf der in England Pracht, Geschmack, Künste und Wissenschaften stehen. Es ist mit einer Menge von *Facsimile* oder Nachstichen von Abbildungen und Lettern, sey's in Kupfer oder in Holz, geziert; alle von bewundernswürdiger Schönheit und Treue; nie ist wohl gröfserer Luxus in diesem Fache gesehen worden. Es ist der reichste, und der genaueste Catalog, der bisher erschienen; ja man kann ihn, in Vergleich mit andern Catalogen der Art, sogar vollkommen nennen. Das Werk ist ganz englisch verfaßt. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn man das Latein zum Vehikel gewählt hätte, eine Sprache, die in der gelehrten Welt mehr verbreitet ist und worauf alle cultivirten Europäer ein gleiches Recht haben.

Der erste Band enthält in 3 Abtheilungen, 1) Xylographische Werke und erste Holzstiche, 2) erste Drucke im Fache der Theologie, 3) erste Ausgaben von Classikern, nach alphabetischer Ordnung bis und mit Einschluss des Cicero.

In der ersten Abtheilung findet sich alles Alte und Merkwürdige dieser Gattung, von dem berühmten heil. Christoph mit der Jahrzahl 1423 angefangen; darunter auch ein bisher unbekannter Holzstich, der die Verkündigung Mariä vorstellt, wohl aus einer Epoche mit dem heil. Christoph.

Die theologische Abtheilung beginnt mit den Bibeln, von denen sich hier die kostbarsten, sowohl in Rücksicht ihres Alters als ihrer Seltenheit finden; und dieß nicht nur in lateinischer und griechischer, sondern auch in neuern Sprachen. (Schade jedoch, daß z. B. der Titel der pohlischen *Brescher* Bibel vor Druckfehlern beynahe unkenntlich ist! Wie leicht hätte der Redacteur des Catalogs, Herr Dibdin, durch Befragung des nächsten besten in London anwesenden Pohlen oder auch Russen diesen Uebelstand vermieden). Doch ist es auffallend, daß das alte Testament, in so vielen Sprachen, nur in der hebräischen

Ursprache in gar keiner der herrlichen Ausgaben des 15ten Jahrhunderts sich hier findet. Das Nähmliche muß man vom Psalter sagen, unter dessen erstaunend vielen Ausgaben sich die hebräische von 1477 nicht findet.

Dieß wird um so auffallender, wenn man darunter mehr andere, weit unwichtigere hebräische Werke sieht. Der Paragraph der *Kirchenväter* ist ziemlich reich; doch könnte er, besonders in Hinsicht der *Briefe*, vollständiger seyn.

Was die Classiker betrifft, so kann man nicht sagen, daß bisher unbekannt, oder auch nur wenig bekannte Ausgaben sich hier finden; aber die berichtigenden Noten werden den Kenner interessiren. Schwerlich wird man eine an alten und kostbaren Ausgaben des Cicero so reiche Sammlung finden.

Der 2te, mit Claudianus beginnende Band enthält die ferneren Ausgaben der Classiker aus dem 15ten Jahrhundert, und die Aldiner aus dem Anfange des 16ten. Fast alle seltne und kostbare Stücke finden sich da, besonders die *Virgile*, *Horaze* und *Ovide*. Doch scheint es, daß nicht alle Exemplare von gleicher Schönheit sind. Bey den, im Ganzen sehr gelehrten und lehrreichen Anmerkungen hätte Rec. gewünscht, daß der Hr. Redacteur manchmahl die Lettern genauer genauer geprüft, die Signaturen genauer angegeben, und das Wasserzeichen im Papier nicht so ganz vernachlässigt hätte. So hat er bey Nro. 349. *Phalaridis epistolae*, in 4. ohne Jahr, Druckort noch Drucker, behauptet, daß die Lettern von *Rüssinger*, der in Neapel 1471 druckte, von dem Wiener Bürger *Ulrich Hahn* (Udalricus Gallus de Vienna), der 1468 und 1469 in Rom druckte, und die der Bologner Ausgabe des Manilius von 1474 sich gleich sehen; eine Behauptung, die nur bey dunkler Erinnerung, nicht aber bey Selbstansicht der genannten Drucke gedenkbar ist. Eben so irrig hält er die Lettern des Dares Phrygius, ohne Jahr, Ort und Drucker in 4. Nro. 222 für die von Ulrich Zell von Hanau in Köln, und die vom Aesop in Reggio bey Bertochi 1497, 4. für die des Aldinischen Aristoteles von 1495—1497, gr. Fol. In Rücksicht der Signaturen bemerkt er nicht, daß sie bey der ersten Ausgabe des Seneca, Nro. 427, von n 3 angefangen, bis ans Ende nach der gewöhnlichen Ordnung gedruckt und angebracht sind. So bemerkt er auch nicht die Signaturen des *Horaz*, ohne Jahr, Ort und Drucker, Nro. 257, noch des *Solinus* von Mombritius, Nro. 436, wiewohl er die der ganz ähnlichen *Scriptores hist. Augustae*, Meiland, Lavagna 1475, F. anerkennt.

Auch findet man im 2ten Bande einige Artikel, die, ohne äußerst wichtig zu seyn, hier zum

*) Jede *Manie* (Raserey) ist wenigstens eine *übertriebene* Tugend: aber die Pariser Antiquare gebrauchen die Phrase: *quiconque veut devenir bibliomane* als eine artige Aufmunterung für-Sammler. Bekannt ist aus den Zeitungen der Londner Club of Bibliomanes.

ersten Mahle in einem bibliographischen Werke erscheinen.

Der dritte Band enthält 1) die sogenannten *Collectiones auctorum classicorum*, des 15ten Jahrhunderts, sowohl griechische als lateinische. Ihre Zahl ist beschränkt, und daher war hier Vollständigkeit leicht zu erreichen. 2) Die *Grammatiken* und *Wörterbücher*. Hieher hat man mehrere Classiker gestellt, die unter ihren übrigen Landsleuten besser gewesen wären; denn nicht leicht z. B. wird jemand den römischen *Varro* neben dem Neu-Italiäner *Tortellius* suchen. Auch dieses Fach ist sehr reich besetzt und beynah vollständig. 3) *Miscellanea*. Bey der Unbestimmtheit dieses Fachs, kann man nur bemerken, daß es ziemlich reichhaltig ist. Man sieht da eine gewählte Sammlung merkwürdiger und sonderbarer Werke der Art; aber auch *Classiker*, z. B. im 4ten Bande, den *Sidonius Apollinaris*, während sein Zeitgenosse *Sedulius* unter den Classikern des 2ten Bandes sich befindet.

Am Ende des 3ten Bandes ist zwar der Inhalt des folgenden 4ten vorgezeichnet: 1) Fortsetzung der *Miscellanea*, 2) italiänische Drucke, 3) Drucke von W. Caxton, 4) Drucke der Abtey St. Alban, 5) Drucke von Wynkyn de Worde, 6) Drucke von R. Pynson, 7) Nachträge, 8) Berichtigungen, 9) und 10) Indices, und 11) Bibliotheken, die seltne Drucke enthalten. Doch findet sich die letzte Rubrik nicht im 4ten Bande, ohne daß der Red. uns die Gründe seines geänderten Planes angegeben hätte. Unter den *italiänischen* Büchern findet man hier alle drey Ausgaben des *Dante* von 1472, beysammen, nämlich die von Fuligno, von Mantua und von Jesi, ein Glück, dessen sich bisher keine andre Sammlung rühmen kann. Doch fehlen dafür manche andre Werke, die die Italiäner als kostbar hieher rechnen, wie die *Bella mano* von Giusto de' Conti 1472, 4.; der *Dittamondo* von Fazio degli Uberti 1474, F.; der *Driadeo* von Pulci 1479, 4.; der *Bellinoione* von 1493, 4. u. a., so wie unter den Prosaikern *Boccaccio's Decamerone* 1471, *Filocolo* 1472 u. a.

Die englischen Drucke sind hier in einer Vollständigkeit beysammen, die selbst in England nirgends sonst sich findet. Wiewohl diese Werke durch ihren Inhalt wenig interessiren, so sind sie doch wegen ihrer äußersten Seltenheit unendlich kostbar. Die Rubrik *Nachträge* enthält sehr merkwürdige Werke, wovon wir hier nur Nro. 966, *Grammatica rhythmica* (gereimte lat. Sprachlehre) Mainz bey Fust und Schoifer 1466, F.; Nro. 987, *Martialis* in 4. (dieß ist eine römische Ausgabe, unfehlbar um 1470, die man mit mehr Recht für

die erste ansehen kann, als die Venetianer von Wendelin von Speyer in groß 4.); Nro. 994: *Ptolemaeus* lateinisch, Rom bey Arnold Buckinck, 1478, F.; Nro. 1000: *Terentius* (bey Fust und Schoifer) F., der, wiewohl nicht die erste Ausgabe, doch ein Buch von großem Werthe ist. Die Anmerkungen über diese Ausgabe verdienen das größte Lob, wegen der scharfsinnigen Vermuthungen, und der edlen Offenheit, die darin herrscht.

Die *Berichtigungen* endlich sind so unbedeutend, daß sie kaum einer Erwähnung verdienen.

Man kann sagen, daß diese Sammlung und dieser Catalog Epoche machen in der Geschichte der Buchdruckerkunst; denn im Fache der Holzstiche geht bisher keine Sammlung in eine so frühe Epoche hinauf; eben das gilt von *gegossenen* Lettern, da man den Ablaßbrief Nicolaus V. darin findet, den man gemeinlich in 1453 setzt. Von da weiter alle Drucke mit Jahrzahl von dem Psalter von 1457 bis 1469, mit Ausnahme nur folgender drey: 1) *Liber fabularum*, Bambergae 1461. wovon bisher nur das Exemplar des Herzogs von Braunschweig bekannt ist. 2) *Vocabularius parvus*, Altavillae per Nic. Bechtermünze, wovon bisher nur das itzt in der Pariser Bibliothek befindliche Exemplar des Kardinals Loménie bekannt ist. 3) *Turrecrematae meditationes cum fig.* Romae p. Uldalr. Gallum 1467, F., wovon bisher nur in Nürnberg ein stark beschnittenes, und illuminirtes, in der Wiener Hofbibliothek aber ein einzig schönes Exemplar befindlich.

In Rücksicht auf Classiker kann man, wiewohl freylich noch ein und andre Ausgabe fehlt, doch sagen, daß keine Sammlung ihrer so viele vereint enthalte. In Büchern mit den ersten Versuchen der Kupferstecherkunst könnte man nicht besser versehen seyn, da sich alle 4 darin finden, d. i. 1) der Monte santo di Dio, Florenz 1477, 2) *Ptolemaeus* latine, Romae p. A. Buckinck 1478, 3) *Dante*, Florenz durch Niclas Lorenzsohn aus Deutschland 1781, und 4) *Berlinghieri's Geographie*, Florenz durch Niclas den Deutschen (um 1480).

Ueberhaupt ist es das größte Lob für derley Sammlungen, wenn der Kenner, beynah mit neidischer Eifersucht die wenigen Stücke zählt, die noch zur Vollständigkeit fehlen. So könnte man auch sagen, daß die kleinen Versehen in der Redaction beynah mit Fleiß begangen worden sind, um die im Ganzen herrschende Genauigkeit, Klarheit und tiefe Kenntniß desto mehr hervorzuheben.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 42.

Freitag den 24. May.

1816.

Biblische Exegese.

Philologischer Clavis über die Psalmen, von Dr. *Heinr. Eberh. Gottlob Paulus*, großherzoglich-Badischen geheimen Kirchenrath und ord. Prof. der Theologie und Philosophie zu Heidelberg. Zweyte durchaus revidirte Ausgabe. Heidelberg in der *Mohr- und Winterschen* Buchhandlung 1815. 32 Bogen, und 4 Bogen Vorrede in 8.

Vor 25 bis 40 Jahren sind alle Claves und Januae aus den Schulen der hebräischen Sprachkunde verwiesen worden, weil sie dem Zuhörer nur einen Polster der Gemächlichkeit unterlegen, ihm auch die Sache immer nur halb zeigen, und dabey die Lebhaftigkeit der Aufmerksamkeit sehr mindern, wodurch dann das Behalten nicht wenig erschweret wird. Der Gebrauch eines guten Wörterbuchs ist gewiss viel vortheilhafter, in welchem der Anfänger den verschiedenen Gebrauch jedes Wortes ganz übersieht, und die Wahl der Bedeutung in jeder Stelle, nach und nach richtig treffen lernet. Selbst das längere Verweilen bey der Einsicht in das Lexikon als der kurze schnelle Blick in den Clavis, macht einen tieferen Eindruck, und erleichtert das Behalten. Hr. Paulus gibt daher in der Vorrede zur ersten Auflage dieses Clavis 1791, die der zweyten Ausgabe wieder mit Verbesserungen beygefügt ist, die Ursache an, die ihm zu dieser Arbeit bewogen hat, nähmlich die häufigen Fehler in den schriftlichen Notaten der Zuhörer. Diefes ist allerdings ein Uebel, dem aber doch durch den Gebrauch des Lexikons, durch die Vergleichung und Unterredung mit Anderen, und selbst durch Fragen an den Lehrer nicht schwer abzuhelpen ist, um nichts davon zu sagen, dafs Hr. Paulus das Falschhören oder Falschauffassen der Zuhörer etwas übertreibt. Wenn endlich auch nicht alle solche Verirrungen der Zuhörer

Fünftes Heft.

vermieden werden können: so fragt sich noch immer, ob diese nicht von den sogleich oben erwähnten Nachtheilen, die aus dem Gebrauche eines Clavis entstehen, weit überwogen werden. Doch wir wollen hierüber mit dem Hrn. Verfasser nicht rechten, sondern mehr vor der Nachahmung warnen. Es wird jeder Unbefangene leicht einsehen, dafs ein gutes Wörterbuch weit nützlicher ist, als ein Clavis, und dafs der Zuhörer, dem es um das Studium der Sprache Ernst ist, doch ein Lexikon haben muß, und folglich durch die Anschaffung des Clavis nur eine gedoppelte Auslage hat; die sich aber mit dem Clavis begnügen, haben kaum den ernstlichen Vorsatz, die Sprache wirklich zu lernen. Soll ja den, sich um die Kenntniß der Sprache ernstlich bestrebenden Zuhörern durch ein Handbuch zu Hülfe gekommen werden: so dürfte es wohl weit zweckmäßiger seyn, ihnen *kurse Scholien über die schwerern Stellen* in die Hände zu liefern. Doch, wie gesagt, wir bescheiden uns, und lassen jedem gern sein eigenes Gutbefinden; wir haben diese unsere Gedanken nur niedergeschrieben, damit sie von Anderen geprüft werden.

Was Hr. Paulus in der Bestimmung der Wortbedeutungen, und in der, jedem Psalme vorgeetzten Aufschrift über die Festsetzung der Localbeziehung und Gelegenheit dieser Gedichte, wie auch in der Veränderung der Vocale, Wortabtheilungen, diakritischen Punkte und Consonanten, und in der Kritik geleistet habe, gibt er in der Vorrede zur ersten Auflage an, und da diese nun bereits 15 Jahre alt, und mithin bekannt genug ist: so sollen wir den Inhalt wohl nicht anführen. Wir wenden uns also sogleich zur Vorrede oder Nachschrift zur zweyten Ausgabe, wo Hr. Paulus vor allem angibt, was er bey dieser Auflage geleistet habe, indem er schreibt: „wie sehr ich eine neue Revision diese Ausgabe zu vervollkommen gesucht habe, macht schon der Unterschied der Seitenzahl von 515 gegen 292 auffallend. Das meiste wurde aufs neue erwogen, und nach den jetzigen Einsichten des Verfassers

gebessert, auch der Grund von diesen häufiger angedeutet. Viele — unscheinbare — Bemerkungen sind eingemischt. Junge offene Gemüther — und für die nicht unfleissige Jugend soll hier vornämlich vorgearbeitet seyn! — finden und fassen dergleichen Andeutungen, und in ihnen bringt einst manches Samenkorn hundertfältige Früchte,“ (nur wird bey der Beschaffenheit dieses Clavis die Stimme des Lehrers noch immer Vieles leisten müssen, ohne welche der Anfänger schwerlich auslangen wird). . . . „Auf die Erforschung der Wortbedeutungen und ihrer Genealogien ist neuer Fleiß verwendet. Und daher hält es der Verf. — abermahls meist um der neuangehenden Arbeiter in diesem Felde willen — für zweckmässig, die Grundsätze, nach welchen die Erforschung der hebräischen Wortbedeutungen mit strenger Consequenz durchgeführt werden könnte und sollte, nebst einem durchgeführten Beyspiele, anzufügen.“ Diese Grundsätze werden nun in 15 Nummern S. XXXVI—XLVIII. vorgetragen. Sie scheinen gegen die Grundsätze, die in dem hebräisch-deutschen Handwörterbuche des Gesenius angenommen sind, gerichtet zu seyn, und zielen überhaupt dahin, daß in der Erforschung der Wortbedeutungen der hebräischen Wörter, Alles auf die Vergleichung der verwandten Mundarten ankomme, von welchen Gesenius, wie Recensent es sogleich in der Anzeige dieses Wörterbuchs in diesen Blättern Jahrgang 1813 S. 1477—1478 gerüget hat, bey weitem zu wenig Gebrauch gemacht hat. Ob es aber Hr. Paulus nicht auf der andern Seite zu weit treibe, und die Hülfe der alten Uebersetzungen und des Zusammenhanges der Rede zu tief herabsetze, ist eine andere Frage, die, wie uns scheint, eher zu bejahen, als zu verneinen seyn dürfte. Wie denn immer seyn mag, so wünschen wir, daß der Widerspruch des gelehrten Hrn. Paulus aufmerksam machen möge, wie vieles Gesenius in der fleissigen Vergleichung der verwandten Mundarten den folgenden Lexikographen zu thun übrig gelassen habe. Es lohnt sich daher wohl der Mühe, die Grundsätze des Hrn. Paulus anzuführen, und, wo wir es nöthig finden, mit einigen Bemerkungen zu begleiten. Diese Grundsätze sind nun folgende:

1. „Bloss durch die Tradition oder das Herkommen und durch den jetzigen Besitz gesicherte Bedeutungen hebräischer Wurzelwörter gibt es nie. Alle sind für uns ungewiß, für welche der Philo'oge noch jetzt nicht den Beweis zu führen vermag.“ Diesen Grundsatz nimmt Recensent selbst an, und hat ihn immer für wahr gehalten, und bey seinen Untersuchungen angewandt. Die Ursache ist bekannt genug.

2. „Keine Bedeutung kann durch den Context entschieden werden, wenn derselbe nicht so bestimmt ist, daß er jeden anderen Significat völlig ausschließt, welches bey minder gewöhnlichen Bedeutungen und Wörtern äusserst selten der Fall ist.“ Dies ist zwar in aller Strenge genommen allerdings wahr; aber Hr. Paulus wird doch nicht läugnen, daß auch nicht selten die zum Contexte schicklichste Bedeutung eine Entscheidung gibt, welche bey der Vieldeutigkeit mancher Wörter sehr wichtig ist, und bey sehr vielen, besonders aber seltenen Wörtern und Bedeutungen doch einen oft sehr überwiegenden Grad der Wahrscheinlichkeit darbietet. Recensent weifs aus langer Erfahrung, daß sich durch den Context nicht Weniges befriedigend entscheiden läßt.

3. *Wo der Context nicht so entscheidend ist, und das ungewisse Wort in dem übrigen Ganzen des Semitischen Sprachumfangs fehlt, oder nur in einer Bedeutung vorhanden ist, welche erweislich bloss zu dem Idiotikon eines einzelnen Dialekts gehört, da muß aufrichtig bekannt werden, daß die Bedeutung nicht erwiesen, sondern bloss vermuthet werden könne;*“ wir würden sagen: *bloss nach Gründen der Wahrscheinlichkeit bestimmt wird, die aber doch einen hohen Grad erreichen kann und nicht selten wirklich erreicht.*

4. *„Ist ein hebräisches Wort in den verwandten Mundarten in erweislichen Bedeutungen vorhanden: so muß man erst diese genau und sorgfältig auffassen, damit man sich Wurzel und Stamm nach seinen möglichen und wirklichen Aesten und Zweigen lebhaft, aber ohne Abschweifungen der Einbildungskraft vorstellen kann;“* aber eben diese Abschweifungen zu vermeiden ist ein Werk, in welchem grofse Mässigung und Vorsicht nothwendig ist, und welches selbst Hrn. Paulus bey weiten nicht überall gelungen ist.

5. Der Kürze halber ziehen wir hier das Angegebene auf den Hauptpunkt zusammen, daß sich, besonders aus den arabischen Wörterbüchern nach dem daraus so sorgfältig excerptirenden Golius und Castellus (warum nicht auch Giggejus?) die ächte Tendenz der Bedeutungen, und das Eigentliche und Uneigentliche derselben etymologisch, d. h. nach den Ideenassociationen eines Arabers zusammenhänge und auseinander sich entwickle, fast immer (?) so weit (mit Gewifsheit?) entdecken lasse, als es zur biblischen Philologie erforderlich ist. Hier können wir dem scharfsichtigen Hrn. Verf. unmöglich beystimmen; denn jeder biblische Philologe, der arabische und syrische Bücher liest, weifs aus Erfahrung, welche Entdeckungen er mache, die in den so eben gerühmten Wörterbüchern vergeblich gesucht werden. Dieses mit Beyspielen zu belegen, läßt hier der Raum nicht

zu. Es ist auch bekannt genug, daß in den genannten Wörterbüchern Fehler vorkommen. Mit hin bleibt das Lesen der arabischen und syrischen Bücher noch immer nothwendig.

6. „Nur dieß ist nöthig, daß man diese *notiologischen Lexica* richtig gebrauchen lerne. a) Sie selbst geben die Wortbedeutungen meist durch *Beispiele* aus gewissen einzelnen Stellen. Sie geben, also selten die Grundbedeutung voran. — — b) Diese Bedeutungen geben diese *Lexica* meist durch *Beispiele*. Das aber, was dem *Beispiele* besonders angehört, ist nicht zur Bedeutung des Wortes zu ziehen. — — c) Aber auch die als wirklich aufgefundenen Bedeutungen geben unsere arabischen *Lexica* sehr zerstreuet und gemischt.“ Dieses Letzte ist ganz richtig; was aber unter a) behauptet wird, ist ganz unrichtig; die bey Golius in Beziehung auf gewisse Gegenstände und Zeitbestimmungen angegebenen Bedeutungen sind nichts weniger als *Beispiele* aus gewissen Stellen gezogen, sondern die bestimmten ursprünglichen Bedeutungen, wie Hr. Paulus Männer, welche die arabische Sprache als Muttersprache reden, und selbst auch arabische Schriftsteller bezeugen werden. — Wenn wir den Hr. Verf. richtig verstehen, so scheint er der Meinung zu seyn, die Grundbedeutung müsse eine allgemeine seyn, welches mit dem Gange, den die Erfindung, Bereicherung und Ausbildung der Sprachen gehalten hat, gerade zu entgegen ist, wie schon mehrere gelehrte Sprachforscher sattsam bewiesen haben. Wir können uns hier nicht tiefer in die Sache einlassen.

7. Wenn nun erst der Sprachforscher ein Wort nach seinen, im semitischen Sprachschatz vorhandenen Bedeutungen so genau, als unter unseren Umständen möglich ist, übersieht, so hat er alsdann die hebräischen Stellen, in denen es vorkommt, eben so genau nach dem Contexte zu betrachten. Jetzt erst macht er den Versuch, ob nicht eine der historisch vorhandenen Bedeutungen, oder, wenn dieß nicht ist, wenigstens eine von dem nämlichen Stamme leicht entsprossende, der Sprachanalogie gemäße Bedeutung in den gegebenen Zusammenhang des hebräischen Textes anwendbar sey. Selbst eine Bedeutung von dieser letzteren Art hat dann wenigstens mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als eine bloß aus dem Texte errathene, weil sie dem Contexte, nach der Voraussetzung, nicht widerspricht, und überdieß statt des schwankenden Divinirens, durch die Sprachphilosophie herbeygeführt ist; Ganz wahr; nur Schade, daß hierbey häufig so viele Künsteleyen unterlaufen, durch welche oft alles verdächtig wird. Hiervon ist selbst der so scharfsichtige Hr. Verf., wie bekannt, nicht frey.

8. „Bey diesen Forschungen muß ferner a) in

der Uebung seyn, von allem Herkommlichen frey, sich auf alle syntactisch-mögliche Wendungen zur Uebersetzung einer Stelle zu besinnen. Wer wollte sogleich, wenn die gewohnte Construction keine der historisch gegebenen oder möglichen Bedeutungen zuläßt, die Sache für verzweifelt halten, und nicht, wie in anderen Fällen immer, alle grammaticalisch-erlaubte Wortfügungen und Deutungen versuchen?“ (Soll hier nicht der Künsteley Thür und Thor geöffnet seyn, wenn dieses, ohne weitere Beschränkung so hingestellt bleibt?) „Auch b) darf man, ob der Text kritisch richtig sey, zu fragen nicht vergessen. c) Die Accentuation und Punctuation wird der Sprachforscher zwar wie einen alten rabbinischen (aber guten) Commentar, als Tradition (die der Hr. Verf. oben ganz zurückgewiesen hatte) achten, dadurch aber sich nicht binden lassen, als der wahre Begriff von Entstehung der Punctuation überall mit sich bringt.“ Dieß wird niemand widersprechen oder vernachlässigen.

9. „Fehlen in einzelnen Fällen die, zu diesem sicheren Gange der Sprachforschung nöthigen Data, so bleibt alsdann freylich nichts als ein unsicheres Errathen übrig.“ Warum sollten wenigstens in diesem Falle die alten Uebersetzer gänzlich vernachlässigt werden? haben sie auch nur gerathen, so konnten sie doch in jenem Zeitalter nach ihren übrigen Sprachkenntnissen und wohl auch nach der Analogie ihrer chaldäischen oder syrischen Muttersprache oft glücklich gerathen, oder gar eine Bedeutung, welche noch im Gebrauche war, ausgedrückt haben.

10. „Bey dieser ganzen philologischen Arbeit wird vornehmlich das Vorurtheil abgelegt, als ob die übrigen semitischen Dialecte bloß Nothhülfe für das Hebräische wären. Sie sind durchaus und überall gleich sehr zu consuliren.“ Ein wahres Wort zu seiner Zeit. Da das Studium der orientalischen Sprachen in unserer Zeit sehr nachlässig getrieben wird: so wünschen wir recht sehr, daß man der Stimme des gelehrten Hr. Verfassers Gehör geben möchte.

11. „Ueber die zweyte Frage aber, ob nun der nämliche oder nur ein verwandter Sinn in der hebräischen Stelle liegen könne, bestimmt dem Forscher der sorgfältig genug befragte Context meistens so, daß der Grad von Wahrscheinlichkeit groß wird — bisweilen aber auch nur so groß, daß eine mindere Probabilität möglich ist.“ Es versteht sich aber wohl, daß keine Künsteley angewandt wird.

12. „Das, worauf der Context sich hinneigt, gewinnt etwas an Wahrscheinlichkeit, wenn auch noch die Tradition aus Versionen, oder endlich aus Rabbinen hinzukommt.“ Hieraus erhellet, daß der

Hr. Verf. sich oben, wo er alle alte Uebersetzer und Rabbinen zurückgewiesen hat, hätte etwas bestimmter ausdrücken sollen.

13. „Dieser Untersuchung muß der ganze hebräische Dialekt, nicht aber, nur gleichsam in der höchsten Noth, der schwierigste Theil, die sehr ungewissen Wörter, unterworfen werden.“ Dieses wahre Wort trifft leider! die meisten Lexikographen und selbst den jüngsten am meisten, möchte er doch bey einer neuen Auflage seines Hebräisch-deutschen Wörterbuchs diesen Grundsatz befolgen.

14. „So oft man in der Festsetzung einer Hebräischen Bedeutung die verwandten Dialecte, wenn sie das Wort wirklich haben, ganz verläßt, ist der Significat eines Hebräischen Wortes noch als unentschieden anzusehen; er ist nur aufs Gerathwohl, also höchst wahrscheinlich unrichtig.“ Wie aber, wenn das Wort der verwandten Mundart bloß provinziell ist, oder bloß eine provinzielle Bedeutung hat? Dieser Grundsatz leidet also doch eine nicht unbedeutliche Einschränkung.

15. Wird bloß die Einwendung zurückgewiesen, daß doch Lexicographen und Interpreten eine Bedeutung nicht bloß eronnen haben, weil es bekannt ist, daß oft, vorzüglich in philologischen Dingen, einer dem anderen ohne Untersuchung nachspricht, und mithin die ganze Autorität auf dem ersten Gewährsmann beruht.

Nun wendet der Hr. Verfasser alles dieses auf das Zeitwort נָטַשׁ an, bey welchem man aus den

Versionen nichts zuverlässiges ableiten könne; die Bedeutung verlassen aber, welche dem Worte untergelegt wird, habe keine verwandte Mundart, und der Context lasse sie nur zu, fordere sie

nicht-nothwendig. Hr. Paulus vergleicht נָטַשׁ

bey Golius, Giggejus, und in Camus 1. *scientia et solertia polluit*; 2. *exacta ratione ac praefinita et scrupulosa usus est*; V. *idem, et diligenter exploravit res*; Hr. Paulus setzt hinzu: „nach Castell. *doctus, sapiens, peritissimus artifex fuit*“ (vielleicht weil es von geschickten Aerzten gebraucht wird) „und dann, *den wohl erfahren machen*, d. h. *active, genau untersuchen, ausführen, exacta ratione ac praefinita et scrupulosa usus est*“, auch Golius, wie wir kurz vorhin angeführt haben; dieß ist aber doch nicht ganz einerley mit *untersuchen* und *ausführen*. Hr. Paulus beruft sich weiter auf נָטַשׁ, in Golius, *homo multus ac diligens*

in נָטַשׁ i. e., *in observanda ratione praecisa*

mundicie, vestitus, cibi, sermonis etc., et nisi fallor, *superstitiosus*; es ist also dieses Wort nicht, wie Hr. Paulus es nimmt, ein Abstractum, sondern ein Concretum, ob es gleich einen weiblichen Ausgang hat. Nun wendet Hr. Paulus dieses auf die Stellen der Bibel an, in welchen נָטַשׁ vor-

kommt, nur nimmt er auch נָטַשׁ (nur in II.)

abii cum eo, abduxit eum, V. compsit se mulier, und נָטַשׁ *litigando obtudit et ad silentium redegit,*

immersit in aquam; II. *abii*; auch נָטַשׁ *vehe-*

menter percussit pec. valide impegit solo pedem, vel solum quasit; 2. *fregit, confregit*; in V. *irruit in me, collisus quassatusque fuit*, zu Hülfe. Hier können wir dem Hrn. Verfasser nicht folgen, wenn wir nicht zu weitläufig werden wollen; wir melden also nur, daß der Context in nicht wenigen Stellen eine, und zwar meistens die erste dieser Bedeutungen zuläßt, aber in vielen anderen Stellen ist Gewalt nöthig, um sie mit dem Zusammenhange einiger Mafsen auszusöhnen, und doch sticht noch immer das Gezwungene sehr ab. Wir heben nur einige Beyspiele aus.

Sogleich in der zuerst angeführten Stelle ist die Anwendung nicht ohne Härte und Zwang; denn wenn 1 M. 31, 28. Laban zu dem entflohenen und nun eingehohlenen Jakob spricht, er würde ihn, wenn er ihm seine Abreise gemeldet hätte, mit Musik entlassen haben, nun aber habe er nicht einmahl von seinen Töchtern und Enkeln Abschied nehmen können, hierin habe Jakob thöricht gehandelt; so können doch die Worte

וְלֹא נִמְשַׁחְנִי לְנִשְׁקָא nicht ohne sichtbaren Zwang und verdächtige Wendung, wie Hr. Paulus will, übersetzt werden: *nicht wie ein Kluger hast du gegen mich gehandelt, daß ich küssen könnte* meine Enkel und Töchter; wenigstens ist die gewöhnliche Uebersetzung viel leichter und natürlicher. Eben so wird man es in den ferner angeführten Stellen Spr. 16, (17.) 14. 1 Sam. 10, 2. 17, 20. 22. 28. Richt. 6, 13. Jos. 2. 5—6. finden.

In den Stellen Jer. 12, 7. und Ps. 94, 14. steht נָטַשׁ sogar parallel mit עָזַב, daß es also gewiß *verlassen, verstossen*, bedeutet. Jer. 12, 7. heist es: *עֲזַבְתָּ אֶת בֵּיתִי נִמְשַׁחְתָּ אֶת נַחְלָתִי*, und Ps. 94, *בִּי לֹא יִמְשַׁח יְהוָה עִמּוֹ וְנַחְלָתוֹ לֹא יֵעֲזֹב* Eben so auch Ps. 27, 9. *אֵל תִּמְשַׁחֵנִי וְאֵל תֵּעֲזֹבֵנִי*: Was der Hr. Verf. von Ps. 78, 60. *וַיִּמְשַׁח מִשְׁכַּן שְׁלוֹ* wo er

נָטַשׁ = נִמְשַׁח vergleicht) S. LXIII, No. 37. schreibt:

Gott hat das Zelt zu Schilo weggestossen, ist eben so gekünstelt. Da nämlich Gott Vers 61. die Bundeslade den Philistern in die Hände fallen liefs, war das leere Zelt von Gott verstossen,“ wo die Sonderlichkeit des Ausdrucks: *das Gezelt wegstossen*, eben nicht natürlich, und darum wohl jedem anstössig ist, erträglicher wäre noch *verstossen*, *entfernen*; wir wollen nicht noch hinzusetzen, daß *mit dem Fusse stossen*, *anstossen*, und *wegstossen* doch auch ziemlich verschieden sind. Wenn ferner eben daselbst Jer. 7. 29. beyde Bedeutungen sollen Statt haben können, so ist doch auf den Parallelismus keine oder zu wenig Rücksicht genommen **מָאָם יְהוָה וַיִּטֵּשׂ אֶת דּוֹר**, wo **מָאָם** die Bedeutung von **וַיִּטֵּשׂ** deutlich genug angibt. Noch

härter ist, was eben daselbst Nro. 39 gelesen wird: „1 Sam. 4, 3. (2.): **וַתִּטֵּשׂ הַמַּלְחָמָה** die Schlacht stiefs nieder;“ wir dächten es wäre immer noch natürlicher, mit dem Alexandriner zu übersetzen: *κλίβην ὁ πολέμιος*, die Schlacht neigte sich, nämlich zur Flucht, wie *κλίβην φαλαγγας* gebraucht wird; denn es folget sogleich, daß die Israeliten geschlagen wurden. — Dieses wird hinlänglich seyn, um zu beweisen, daß diese Vergleichung der arabischen Wörter nicht glücklich ausgefallen ist.

Wie uns scheint, so hat der gelehrte Hr. Verf., wenn er die alten Uebersetzungen, und selbst die alexandrinische so gar tief herabsetzt, nie bedacht, daß die Autoren derselben doch das Meiste, selbst nach dem Zeugnisse der Mundarten, richtig übersetzt, und folglich von dem alten Sprachgebrauche wirklich noch sehr vieles gewußt haben; ist dieses nicht ein Beweis, daß das Zeugniß derselben mehrere Würdigung verdient? Freylich sind sie keine gleichzeitigen Zeugen, und mithin nicht über alle Ausnahme erhaben, aber hieraus folget nicht, daß ihr Zeugniß schlechterdings zurückzuweisen sey, sondern nur daß es geprüft werden müsse; und hierin stimmen wir dem Hrn. Verf. vollkommen bey, daß alle hebräischen Wörter mit den entsprechenden Wörtern der Mundarten verglichen werden müssen; nur ist hiebey nie zu vergessen, daß jede Mundart ihre Eigenheiten hat, welche der andern nicht aufgedrungen werden müssen, wo doch wohl die alten Uebersetzungen und der Context ihre Rechte behaupten dürfen. Wirklich leisten der Zusammenhang und Gegenstand der Rede und die alten Uebersetzungen mehrere und größere Hilfe als der Hr. Verf. zugibt. Recensent könnte dieß mit vielen Beyspielen belegen, wenn hier der Raum dazu wäre. Vorzüglich darf der

Context sich keine Bedeutung aus den Mundarten durch künstliche Wendungen aufzwingen lassen, wozu eine übermäßige Begierde, alles etymologisch zu erläutern, sehr leicht versucht wird, wogegen der bedächtliche Interpret immer auf seiner Hut seyn muß. Schultens hat, wie bekannt, hiervon ein warnendes Beyspiel gegeben, den Hr. Paulus selbst als solches anführet, aber selbst, wie es uns scheint, sich nicht genug in Acht genommen hat. Man muß am Ende auch nicht vergessen oder außer Acht lassen, daß auch die Dialecte keine directe gleichzeitige Zeugen sind, und mithin in einer Classe mit den alten Uebersetzungen stehen, ob sie gleich wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit dem Hebräischen denselben weit vorgehen.

Wir wollen nun noch nachsehen, wie getreu Hr. Paulus selbst seinen Grundsatz, immer alle verwandten Mundarten zu vergleichen, und die Bedeutungen immer aus diesen zu erheben, befolgt habe. Er schreibt S. 513 Ps. 148. v. 14. „**טָהַר**“ (welches gar nie vorkommt) **הַטָּהַר** Gerste.“ Diese Bedeutung hat keine Mundart; den Syrern ist **הַטָּהַר** Weizen; den Chaldäern **הַטָּהַר**

Weizen, und den Arabern **حنطة** Weizen, und so haben auch die alten Uebersetzer das hebräische Wort richtig gegeben. — S. 512. „**בִּינְעִים**,

weil er freundlich, **נֵעַם נֵעַם** hoiter, begütigt seyn;“ die Araber gebrauchen aber dieses Wort von Gott in dem Sinne gnädig seyn: **נֵעַם אֱלֹהִים**

heißt: Gott sey dir gnädig, und **נֵעַם** ist auch Gnade, Wohlthat. — Eben daselbst: **נִדְרָהּ** (uns scheint **נִדְרָהּ** ein Participium Niphal zu seyn,

vergl. 5 M. 22, 1. Jes. 16, 3. 27, 13. 17, 4. Jer. 49, 36.) „was aus einander geworfen worden ist, Ruinen, **נִדְרָהּ** aus einander ziehen;“ Golius aber schreibt bey

diesem Worte: **נִדְרָהּ** **dispersae** et longius a caulis suis digressae sunt oves uti pascendo fit, welches sich hierher viel besser schickt, indem nicht von Ruinen, sondern von den, in der babylonischen Gefangenschaft zerstreuten He-

bräern die Rede ist, die sogleich als verwundete im Herzen vorgestellt werden. — Ferner eben daselbst:

„עצבה: Verletzung, **قصب** Gewalt gebrauchen,“ eigentlich *violenter eripuit*; wir dächten, es sollte in diesem Contexte, wo vom *Verbinden der Wunden* die Rede ist, **عصب** *secuit, proscidit lingua sua, probrosis dictis lacessivit, percussit, confodit*, verglichen werden. — Ebendasselbst: „ענה Echo geben“ (diese Bedeutung ist für uns neu) „gegen einander singen“ 2 M. 15, 21. Grundbedeutung:

عني sich beziehen auf etwas; daher etwas thun in Beziehung auf einem anderen, antworten, erwidern.“ Dafür schreibt Goliath: *voluit, intendit, significavit, mihi curae fuit res, spectavit ad me, mea interfuit illius, u. s. w.* Die Wendung, welche Hr. Paulus diesen Bedeutungen gibt, um sein *gegen einander singen*, herauszubringen, wäre ganz

unnöthig gewesen, wenn er nur auch **فني** verglichen hätte, bey welchem Goliath schreibt: *utilitatem cepit, contentus fuit aliqua re, — II. cecinit illi carmen; von vergnügt seyn*, ist ein kleiner und ganz natürlicher Schritt zum *singen*; die von Hrn. Paulus hinzugefügte Bestimmung *gegen einander*, oder *Chorweise* singen, hat das Zeitwort nicht in und aus sich selbst, und daher auch nicht allzeit und überall, sondern nur wo es, wie 2 M. 15, 21., durch einen Beysatz, oder sonst durch Umstände, durch den Zusammenhang, oder durch den Inhalt des Liedes angedeutet wird. — Bey **קרה** eben daselbst hätte doch angemerkt werden sollen, dafs im Chaldäischen **קרהא**, *Eis*, übrig ist, und dafs die Syrer **קרהא** von *Ungewitter* und

Sturm gebrauchen, womit der Eishagel wenigstens einiger Maßen verwandt ist. — Diese Beyspiele haben wir, wie wir das Buch ganz zufällig am Ende aufschlugen, aus dem 147. Psalm gesammelt; wir führen sie aber nicht in der Absicht, das Buch herabzusetzen, oder dem verehrungswürdigen und gelehrten Hrn. Verf. zu nahe zu treten, sondern blofs, um zu zeigen, wie leicht auch die gelehrtesten Philologen ihren eigenen Gesetzen untreu werden; es gilt hier: *quandoque bonus dormitat Homerus*. Wir setzen demnach noch ein auffallendes Beyspiel aus Ps. 81, 4.

hinzü, wo S. 368 das Wor. **كش** aus **كش**

(soll wohl heißen **كشيش** *stridor serpentis, mugitus*) vom lauschmetternden Schalle erklärt wird; wir wollen nicht rügen, dafs die Wörter *mediae geminatae* mit den Wörtern *ultim. He* nicht zu vergleichen sind, sondern erinnern nur, dafs im poetischen Parallelismus eine Zeitbestimmung, der *Neumond*, **קדש**, vorhergeheth, und folglich auch in diesem folgenden Gliede eine Zeitbestimmung fordert, welche auch das Syrische **כסא כסא**, darbiethet; Castellus erklärt es ple-

nilunium, dies 14ta lunae; Michaelis aber schliesset aus 1 Kön. 12, 32. und 2 Chr. 7, 10., es sey *totum lunae tempus a plena usque ad decrescentem sensimque oculis nostris se subducentem*, wie der Araber 2 Chr. 7, 10. das Wort *die Hälfte des*

Mondes übersetzt: **نصف الشهر**

Dagegen wollen wir nun auch einige treffliche Bemerkungen aus den Aufschriften, in welchen Hr. Paulus Zeitalter, Verfasser, und Veranlassung der Lieder angibt, ausheben, ohne uns eben an die Ordnung der Psalmen zu halten. So setzet Hr. Paulus S. 487. den 132 Ps. in die Zeit etwas nach der Uebertragung der Bundeslade auf den Berg Zion, worauf V. 6—9. und 13—14. angespielt wird, wogegen Andere das Lied in die Zeiten verlegen, in welchen die Bundeslade in den Tempel Salomo's übertragen wurde. So ist auch S. 479. richtig bemerkt, dafs der 122. Ps. vermöge des 5. V. zwar nach David, aber doch vermöge des 4. V. noch vor, oder wenigstens in der Zeit der Spaltung des Reichs, um derselben entgegen zu sprechen, abgefaßt worden, weil die nach Jerusalem zu den Festtagen ziehenden Stämme der Israeliten erwähnt werden, die nach der Spaltung nicht mehr nach Jerusalem wanderten. — Den 121. Ps. hält Hr. Paulus nicht unwahrscheinlich für einen Wechselgesang der Festpilgrime. — Von den Stufenpsalmen überhaupt schreibt er S. 477: „Ps. 120 bis 134. folgen Volkslieder, welche, nach ihren Aufschriften, von Karawanen, die nach Jerusalem auf die jährlichen Feste hinaufzogen, auf dem Wege gesungen wurden. Es folget aus der Natur der Sache, dafs nicht alle von allen gesungen wurden, dafs sie vielmehr aus sehr verschiedenen Zeiten seyen, und auf ganz verschiedene Gegenden sich beziehen können. Das nächste (den 120 Ps.) singen *Nachbarn der arabischen räuberischen Nomaden jenseits des Jordans* V. 5.“, welches nicht unwahrscheinlich ist;

doch wird der Psalm von anderen auf Klagen des Volks bezogen, da es aus der Babylonischen Gefangenschaft zurückgekehrt war, und nun in dem Baue des Tempels von Seite der Samariter Hindernisse erfuhr. — Befremdend war es uns, daß Hr. Paulus in dem sehr langen 119. Psalm gar keine Spur von dem Zeitalter und Verfasser entdeckt hat; denn in der sehr kurzen Aufschrift macht er hievon keine Erwähnung. Eben so befremdend ist es, daß Hr. Paulus den 106. Ps. in die Zeiten Davids während des Nesibenischen Krieges setzt, da doch der Inhalt offenbar die Zeiten der babylonischen Gefangenschaft oder nach derselben verräth, und den Zeiten Davids ohne Zwang nicht angepaßt werden kann. — Den 89. Ps. bezieht Hr. Paulus ebenfalls auf den Nesibenischen Krieg, auf welchen er doch schwerlich angewendet werden kann. — Der 80. Ps. wird von Hr. Paulus ziemlich wahrscheinlich in die Zeiten der Richter gesetzt. In dem 38. Ps. findet Hr. Paulus, wie fast alle Ausleger, bloß insgemein eine von Gott verhängte Krankheit; uns scheint er eine sehr kenntliche Beschreibung des vollendeten weissen Aussatzes zu enthalten; besonders deutet auf diese Art des Aussatzes der Mangel des Augenlichtes, worüber der heilige Sänger V. 11. klaget; denn da alle angegebene Symptome auf den Aussatz winken, so ist doch bey keiner anderen als nur bey der weissen Art desselben der Mangel des Augenlichtes charakteristisch, bey welcher die Augenlieder gekrämpft, die Augenbraunen aufgedunsen, und die Augen selbst von klebrichter Lymphe in den Drüsen der Augenlieder immerfort trübend werden, dabey zugleich sehr empfindlich, trübe und ohne Glanz sind. Vergl. Hensler vom abendl. Aussatz S. 341—362., oder Jahn's Bibl. Archäol. I. Thl. II. B. S. 219. S. 380. — Dieß mag, was die Aufschriften betrifft, hinreichen, nur müssen wir noch überhaupt bemerken, daß Hr. Paulus weit mehrere Davidische Psalmen annimmt, auch weniger in die Zeiten der Makkabäer herabsetzet, als andere neuere Ausleger, wobey vorzüglich merkwürdig ist, daß er sogar auch den 44. Ps., nicht mit den neueren Auslegern in die Makkabäischen Zeiten, sondern unter Hiskias setzet, worin er wohl Recht haben dürfte. Dagegen befremdet es uns, daß Hr. Paulus den 74. Ps. mit anderen Neueren wegen einiger Aehnlichkeiten in die Zeiten der Makkabäer herabziehet, wo doch der Tempel nur *entweiht*, aber nicht *verbrannt* und *zerstört* worden, wie es V. 6—7. ausdrücklich gesagt wird, welches doch wohl die Zerstörung durch Nebukadnezar anzeigt. Dem ist der im 9. V. erwähnte *Mangel der Propheten* nicht entgegen, indem dieser auch Klage 2, 9. beklagt wird. Die

מועדי ארל aber V. 8. sind gewiß nicht Synagogen, die doch auch in den Büchern der Makkabäer nicht erwähnt, und folglich in Palästina, wo der Tempel war, damahls noch nicht erbauet waren; es sind also die Tempelhallen, als die Versammlungsplätze des Volkes, oder besondere Versammlungsorte bey den Propheten zu verstehen, wovon 2 Kön. 4, 23. im Vorbeygehen Erwähnung geschieht, und die auch bey den Mohammedanern in Arabien nebst den Moscheen üblich sind, wie Reiske in Abulfedae Annal Moslem. III. 700. Not. 200. zeigt. Ueberhaupt scheinen Recensenten alle Gründe, die für das Makkabäische Zeitalter einiger Psalmen bisher sind vorgebracht worden, unzureichend, zumahl da es höchst unwahrscheinlich ist, daß die, in diesen jüngeren Zeiten für ihre heiligen Schriften so sehr eiferenden Juden einige neuere Schriften ihrer heiligen Bibliothek sollen einverleibt haben, da sie doch nicht einmahl das ältere schöne hebräische Buch Jesu des Sohn Sirachs aufgenommen haben.

Endlich dürfte die Erinnerung nicht überflüssig seyn, daß der Leser, weil das Buch zur Grundlage der Vorlesungen bestimmt ist, und mithin durch die lebende Stimme Ergänzungen zu erhalten hat, oft die Gründe der Behauptungen nicht errathen kann, und daher auch nicht selten in Gefahr geräth, dasjenige, was ohnehin nur mit wenigen Worten angedeutet wird, unrichtig aufzufassen. Das Buch erfordert daher einen gut geübten und sehr vorsichtigen Leser.

a. v. Z.

Vermischte Schriften.

Rede bey der ersten Eröffnung der Vorlesungen am k. k. polytechnischen Institute in Wien den 6. November 1815, gehalten von Johann Joseph Pechtl, Director dieses Instituts. Wien bey Carl Gerold. 8. 43 S.

Wenn man unter *Rede* jeden Aufsatz verstehen will, der bey irgend einer feyerlichen Gelegenheit, *mündlich* vorgetragen wird, so ist vorliegende Schrift allerdings eine *Rede*; fordert man aber, aufser dem mündlichen Vortrag, auch *rednerische Form* und *Sprache*, so können wir ihr bloß die Benennung einer *Vorlesung* einräumen, in welcher die Gründe und der Geist des Planes, der dem neuerrichteten kaiserlichen polytechnischen Institut in Wien zum Grund liegt, lichtvoll und allgemein faßlich auseinander gesetzt werden. Der Verf. zeigt erstlich S. 4—12, (was wohl keines Beweises bedarf), daß die Gewerbsindu-

trie nützlich ist, und S. 12—13, daß der höhere Kunstfleiß ohne wissenschaftliche Bildung und Einsicht unmöglich ist, vorzüglich aber S. 13—16 des *mathematischen*, und S. 16—21 des *chemischen* Unterrichtes bedarf. Hierauf führt er einige *Beyspiele* von schon bestehenden Instituten dieser Art an, wie das *königl. ständische in Prag*, wovon in den vaterländischen Blättern des heurigen Jahrgangs sich eine umständliche Nachricht befindet), die physiko-technischen Anstalten in *Bayern*, das Conservatorium für Künste und Gewerbe und die polytechnische Schule zu *Paris*, die mannichfaltigen technischen Bildungsanstalten in *London*, und theilt hierauf den *Plan* und die *Mittel* des *kaiserlichen Instituts in Wien* mit. Die zwey ersten Jahrgänge der Realakademie dienen demselben als *Vorbereitungsclassen*, und das Institut selbst theilt sich in zwey *Zweige*, den *commerciellen* für die Handlung und den *technischen*, für Künste und Gewerbe. Ersterer begreift mit einiger Erweiterung diejenigen Gegenstände, welche bisher den dritten Jahrgang der Realacademie ausmachten; letzterer die *chemischen* und *mathematischen* Lehrfächer, wozu allgemeine und specielle technische Chemie, Physik, Mathematik, Land- und Wasserbaukunst, Maschinenlehre, Zeichnung und empirische Technologie gehören. Wird in der Folge nicht auch auf *Nautik* und *Schiffbau* Rücksicht genommen? und wenigstens die theoretischen Vorbereitungsfächer gelehrt werden müssen, da die praktischen besser in einem Seehafen betrieben werden? S. 34—36 gibt der Verf. die *Hilfsmittel* an, welche dem Institute zu Gebote stehen. Diese sind 1) das bisher bestandene k. k. Fabriksproductencabinet, 2) das kais. physik.-mathematische Cabinet, welches die Großmuth Sr. Maj. dem Institute geschenkt hat, 3) eine vollständige Modellensammlung, 4) eine eigene mechanische Werkstätte für Tischler, Schlosser und Uhrmacher, 5) besondere zoologische und mineralische Handsammlungen, so, wie eine Sammlung für die Waarenkunde.

Das bereits schon sehr ausgedehnte Institutsgebäude erhält auf der ganzen Fronte ein eigenes Hauptgebäude und eine neue zweckmäßige Einrichtung.

Mit dem Institute sollen verbunden werden 1) eine jährliche öffentliche Ausstellung von inländischen Fabriksgegenständen, 2) ein eigenes Journal, dessen Inhalt sich mit der Geschichte

des Instituts und seinen Fortschritten, mit der Bekanntmachung derjenigen nützlichen Versuche und Arbeiten, welche in demselben vorgenommen werden, mit der Bekanntmachung aller im Auslande gemachten Verbesserungen und Entdeckungen in den Gewerbsfächern, mit der Darstellung der Fortschritte des inländischen Gewerbsfleißes beschäftigt, und nebst dem Auszüge aus fremden vorzüglichen Abhandlungen, welche die Gegenstände des Institutes betreffen, und eigene Arbeiten und Aufsätze des Lehrpersonals enthält. Wenn sich bey diesem Unternehmen das Wiener Institut mit der Prager polytechnischen Schule und mit dem Joanneum in Grätz zum gemeinschaftlichen Zwecke vereinigt, so dürfte dieses Journal ein mächtiger Hebel zur Beförderung der Industrie und Handlung im ganzen österreichischen Kaiserthum werden.

Sehr löblich ist die S. 39—42 beschriebene Einrichtung, nach welcher es jedem Schüler frey steht, den Unterricht nach seinen *Bedürfnissen* und *Talenten* zu benützen, ohne daß er an eine gewisse Zeit gebunden ist, in welcher er bestimmte Gegenstände erlernen *muß*, oder wohl gar keine andern erlernen *darf*, wenn er auch noch so viel Fleiß, Talent, Vorkenntnisse, Reife des Alters und mehr oder weniger dringende Vermögensumstände besäße. Auch zeigt der Verf. sehr gut, wie sich durch Combination verschiedener Lehrfächer Comptoristen und Kauffleute, Coloristen, Bleicher, Maschinisten, Destillateur's, Oekonomen, Förster, Bergleute, Architekten, Cammeralisten u. s. w. bilden können. Wir sind überzeugt, daß bey der akademischen Freyheit des Studiums die Absicht des Staates mit dem Privatvortheile der Studierenden sehr zweckmässig vereint wird, und zweifeln keineswegs an der baldigen Erfüllung des Wunsches, womit der Verf. seinen Vortrag schließt, „daß dieses Institut bald zu jener Reife gedeihe, in welcher es, als ein neues und bleibendes Denkmahl von Regentenweisheit und väterlicher Huld, unsre Verehrung für *Franz den Allgeliebten* auch noch auf die spätern Generationen übertragen wird.

Der Styl dieser Schrift ist, wie es der Gegenstand fordert, einfach und klar; nur hie und da stößt man auf einige Unreinigkeiten, wie S. 16 *Kösten* und *Nebenkösten* statt *Kosten* und *Nebenkosten*; *Zilinder* und *Cilinder* statt *Cylinder* u. s. w.

E. Th. H.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 43.

Dienstag den 28. May.

1816.

Geschichte.

The History of the Mahometan Empire in Spain: containing a general History of the Arabs, their institutions, conquests, literature, arts, sciences, and manners to the impulsion of the Moors. Designed as an introduction to the arabian antiquities of Spain by James Cavanah Murphy Architect London. Printed for T. Cadell, and W. Davies, Strand; by William Bulmer and C. Cleveland Row, St. James's, 1816. In Quart 322 S. und XXI S. Inschriften und einer Karte.

Diese Einleitung zu dem zugleich in London erschienenen architektonischen Prachtwerke der arabischen Alterthümer in Spanien, das 100 Kupferplatten liefert, und an Ort und Stelle 42 Pf. St. kostet, besteht aus zwey Theilen von verschiedenen Verfassern und verschiedenem Werthe. Der erste, welcher größtentheils Hr. *John Shakespear*, Professor der morgenländischen Sprachen der ostindischen Militärakademie zum Verfasser hat, enthält die politische und militärische Geschichte, des mohammedanischen Reichs in Spanien. Das Ende dieses Theils, nämlich die Beyträge zur Topographie der vorzüglichsten Sitze arabischer Cultur in Spanien; und der zweyte Theil, der von der Literatur, den Künsten, Wissenschaften, Manufakturen, politischen und militärischen Einrichtungen der Araber handelt, ist aus der Feder des Hrn. *Thomas Hartwell Horne*, zweyter Bibliothekar an der *Surry Institution*. Der Anhang, welcher 15 arabische Inschriften der *Alhamra* oder rothen Burg zu Granada im arabischen Texte und englischer Uebersetzung liefert, rührt von dem spanischen Lizenziaten *Alonso del Castillo* her, welcher die Originalinschriften sammt spanischer Uebersetzung Herrn *Shakespear* mittheilte, von dem mit Hilfe derselben die englische verfertiget ward. Von den zwey Theilen dieses Werkes ist der erste der wichtigste Heft.

tigere, weil derselbe die Geschichte der Araber in Spanien nach noch unbenützten Quellen beschreibt, und dadurch die bisherigen europäischen Geschichtschreiber derselben (*Mariana* und *Cardonne*) an manchen Stellen entweder berichtigt, oder Stoff zu neuen Nachforschungen an die Hand gibt. Die Hauptquelle, aus welcher Hr. Sh. schöpfte ist *Nefhu tajib fi tarichi ghussnil-andaluser-ratib*, Wohlduftender Hauch der Geschichte des frischen andalusischen Zweiges, von *Al-Mokri*, der zu Anfange des vorigen Jahrhunderts zu Kairo lebte, und auf Verlangen ägyptischer Gelehrten die Geschichte *Lissaneddin's Ibnal Chatib's*, d. i. Gottes Zunge Sohn des Kanzelredners, eines der größten Staatsmänner und Gelehrten der Araber in Spanien schrieb. Dieses Werk besteht aus zwey Theilen, wovon (jeder in acht Büchern) der erste die Geschichte der Araber in Spanien, der zweyte die Lebensgeschichte *Lissaneddin's* behandelt. Da der Rec. sich im Besitze des zweyten befindet, so kann er mit Grund bedauern, daß es Hrn. Sh. nicht gefallen habe, seinen Auszügen aus diesem äußerst kostbaren und wichtigem Werke größeren Umfang zu geben. Er behandelt die Geschichte in vier Hauptstücken, wovon das erste die Notiz der Quellen der Geschichte der Araber in Spanien; das zweyte die Geschichte der Eroberung und der afrikanischen Statthalter, das dritte die Geschichte der unabhängigen Fürsten aus dem Hause *Ommia*, das vierte die Geschichte von dem Sturze des Hauses *Ommia* in Spanien bis zum Falle *Granada's* enthält. Das fünfte Hauptstück, das nicht mehr Hrn. *Shakespear*, sondern Hrn. *Hartwell* zum Verf. hat, zerfällt in drey Abschnitte, 1) von *Cordova*, 2) von *Granada* und seiner berühmten rothen Burg (*Alhamra*), 3) von *Sevilla*.

Hr. Sh. nimmt mit Recht die ächten Quellen arabischer Geschichte wider das vornehm absprechende Urtheil der *Edinburgh Reviewers*, welche einseitig bey den europäischen Geschichtschreibern des Mittelalters stehen bleiben wollen, in Schutz, und weist in Noten auf die vor-

zöglichsten Abweichungen Cardonne's und Mariana's von den arabischen Quellen. Diese z. B. setzen das Jahr der ersten Landung ins 711, Cardonne ins 714 der christlichen Zeitrechnung. Mariana vermischt die zwey *Tarik* mit *Tarif*. Dieser ein Offizier *Mussa's* des arabischen Statthalters in Afrika landete mit 400 Mann zuerst auf dem grünen Eilande (*Algesiras*) das von ihm den Nahmen *Tarif's Eiland*, wie der zunächst am festen Lande gelegene Berg von dem Befehlshaber der mit 7000 Mann zuerst landete, *Tariksberg* (Gibraltar) genennt ward. Diese Verwechslung von *Tarif* und *Tarik* bey Mariana, ist doch noch immer verzeihlicher als die der drey *Abdorrahmane* bey Voltaire. Der erste der Sohn Moawia's Sohn Heschams S. Abdolmelek's S. Merwan's, richtete den in Asien verfallenen Thron seines Hauses wieder in Spanien auf, und rettete die Herrschaft von Damascus nach Cordova. Er begann den Bau der großen Moschee, die aber erst unter seinen Nachfolgern vollendet ward, und die samt der rothen Burg zu Granada das höchste Meisterwerk arabischer Baukunst in Spanien ist. Den Titel des *Emir almu- menin* oder Fürsten der Rechtgläubigen nahm aber erst *Abdorrahman Ennassir*, d. i. der Helfer, der achte Fürst der Omniaden in Spanien an. *Alhakam* der dritte Fürst derselben organisirte zuerst eine regelmässige Kriegsmacht durch Sold und Magazine, führte zuerst Mamlukenwachen ein (die gleichzeitig auch in Asien am Hofe der Chalifen der Familie Abbas in Vorschein kamen) und legte den ersten Grund der Herrlichkeit des arabischen Reichs in Spanien. Unter seinem Sohne *Abdorrahman II.* erschienen die Normanen, dieser wird *Elewsat* d. i. der Mittlere genannt zum Unterschied vom I. der *Eddachil* der Eindringende, und vom III. der *En-nassir* der Helfer genannt wird. An den Hof des letzten schickte der bysantinische Kaiser Theophilus Bothschaft wie an den Hof des Fürsten der Familie Abbas, und suchte bey dem Chalifen des Westens Hilfe und Beystand wider den Chalifen des Ostens. Konstantinopel war damahls der Punkt, in dem sich die äußersten Strahlen der Reiche von Cordova und Bagdad berührten, und Theophilus verlangte von *Abdorrahman* den gelehrten Dichter *Jahja al Gasbal*, wie Philosophen und Mathematiker von Byzanz damahls den Ruf nach Bagdad erhielten. *Abdorrahman II.* verschleyerte der erste sein Angesicht dem Volke und umgab den Thron mit anderen Formen der Majestät. Er hatte 150 Söhne und 50 Töchter, die Staatseinkünfte die vor ihm kaum 600,000 Denare ausgemacht, stiegen unter ihm auf eine Million. Mehrere seiner Frauen und Geliebten nennt die Geschichte: *Tarub* hiefs seine Beyschläferinn, die er, als sie ihm erzürnt,

die Thüre verschloß, auf eine neue Art in ihrem Cabinette belagerte, und sich ihm zu versöhnen zwang, indem er vor der Thüre einen Wall von Goldsäcken auführen liefs, und denselben der Erzürnten schenkte. Eine andere, *Kalam* (die Feder) genannt, war gelehrte Dichterin und Schönschreiberinn. Ungeachtet so vieler Lockungen seines fruchtbaren Harems zog er denselben doch immer die Lesung der Meisterwerke der Redekünste als das höchste Vergnügen vor. *Abdorrahman III.* vollendete den Giebel des Gebäudes arabischer Herrschaft in Spanien, wovon der *Erste* seines Nahmens, den Grund gelegt, und der Zweyte den Bau in die Höhe geführt hatte. Er nannte sich *En-nassir lidinillah*, der Helfer der Religion Gottes, *Emir almu- menin*. Wie der Zweyte seines Nahmens mit Theophilus dem bysantinischen Kaiser durch Gesandtschaften in Verbindung gestanden, so *En-nassir* mit Konstantin dem Sohne Leo's. Zu gleicher Zeit empfing er Bothschaften der Könige von Frankreich, Castilien und Slavonien. Sein Wesir *Ahmed Ben Schahid* machte ihm das prächtigste Geschenk, das je ein Wesir seinem Könige gemacht. Es bestand aus einer halben Million Miskale gemünzten Goldes, 400 Pfund des reinsten Goldes 45000 Dukaten werth, 12 Pfunde Aloe weich wie Wachs, 180 Pfunde von härterer Gattung, 100 Unzen des reinsten Moschus, 500 Unzen der reinsten Ambra, 300 Unzen des besten Kampfer, Seide, Kleider, Pelze, Pferdzeug, Waffen, Pferde u. s. w. im selben Verhältniß. Die Einkünfte Spaniens beliefen sich unter ihm auf 5,480000 Denare, wovon er ein Drittheil auf Gebäude verwandte, und ein Drittheil im Schatze behielt, das gesetzmässige Fünftheil der Beute hier nicht eingerechnet. Ein halbes Jahrhundert regierte er in dem höchsten Glanze des Glücks; mit eigener Hand zeichnete er die Tage auf, die er in ungetrübter Freude verlebte, und deren waren binnen den 50 Jahren seiner Herrschaft nicht mehr als 14. *Alhakam* begünstigte die Wissenschaften nicht minder als seine Vorfahren, und sammelte noch mehr Bücher als dieselben. Der Catalog seiner Bibliothek füllte 44 Bände, und in jedem derselben waren mehr als 20 Blätter blofs mit den Titeln von Dichterwerken gefüllt. Er berief Gelehrte aus Asien oder belohnte sie königlich. So sandte er dem *Abulfaradsch* von Isfahan, dem Verfasser des berühmten Werks *Alaghani*, einmahlunderttausend Goldstücke. Diese ungemainen Bücherschätze zierten die Säle Cordova's bis zur Belagerung dieser Stadt durch die Christen, welche bey der Einnahme der Stadt derselben nicht mehr schonten, als die barbarischen Eroberer Konstantinopels die Franzosen und Venetianer der griechischen Bi-

bibliotheken geschont hatten. Unter Hassam dem Sohne Hakams zerfiel das Reich der Omniaden in mehrere kleinere. Die *Beni Abbad* regierten zu Sevilla und in Westandalus, die *Beni Dhilmun* zu Toledo, die *Beni Aamie* zu Valencia, die *Beni Hud* zu Saragossa bis *Jussuf Taschfin*, der Herr von Marokko Alle seine Oberherrschaft über Spanien anzuerkennen zwang. Er kam von *Merakesch* und *Telmessan* in Moghrib, zog nach Spanien zur Hilfe der Familie *Abbad* zu Cordova wider Alfonso von Castilien, bemächtigte sich Granada's und liefs ein Heer in Spanien. Seine Nachfolger behaupteten diese Oberherrschaft bis zum Fall der Familie *Matura* in Afrika. Als diese den Mowahaditen unterlag, zerfiel die arabische Herrschaft abermahls in Spanien. Die mächtigste der aufkeimenden Dynastien war die des *Scheich Mohammed Ben Alahmar*, d. i. Sohn des Rothen aus der Familie *Beni Nassr*, d. i. die Söhne des Sieges, welcher sich Granada's bemächtigte, das von dieser Zeit an bis zu seinem gänzlichen Sturze durch Ferdinand, als der Sitz maurischer Herrschaft in Spanien vorglänzt; *Ibnal Ahmar* entriß der Familie *Hud* die Herrschaft von Sevilla, bemächtigte sich *Malaga's* und *Almeria's*, und gründete im Bündniß mit *Jakut Ibn Abdalhakk* dem Herrscher Marokko's, die Herrschaft seiner Familie, welche sich bald über ganz Andalus erstreckte. *Scheich Ibnal Ahmar* starb im J. 671 (1272) und hatte zum Nachfolger *Mohammed Abu Abdallah* den Erbauer des herrlichsten Werkes arabischer Baukunst der rothen Burg *Al hamra*, so genannt von der rothen Farbe ihrer Außenseite, oder auch von dem Familiennamen des Gründers der Dynastie *Ibn al-ahmer* Sohn des Rothen, welchen mehrere Fürsten dieser Dynastie führten, welche nach und nach zur Erweiterung und Verschönerung derselben beytrugen, wie dieß die noch heute sehr gut erhaltenen kufischen Inschriften der Säle und Thürme besagen. *Beni Nassr*, die Söhne des Sieges, und *Benat-ahma*, die Söhne des Rothen, sind der gemeinschaftliche Nahmen dieser Familie, deren Fürsten auch alle denselben Spruch *La Ghallib illallah* (Es ist kein Gewaltiger als Gott) im Schilde führten, dieser Spruch, der im Englischen nicht ganz richtig *There is no Conqueror but God* lautet, findet sich auf allen Wänden der *Alhamra* tausendfach wiederholt, als Einfassung von Thüren und Fenstern, als Verzierung der Plafonds und der Wände, und auch als Motto auf dem Schilde des arabischen Ritters in einem noch ziemlich wohl erhaltenen Gemälde, das einen Kampf zwischen arabischen und spanischen Rittern, und eine gefangene christliche Fürstinn vorstellt. Weder Hr. Murphy, welcher dieses durch die Originalität

der Trachten äußerst merkwürdige romantische Gemälde in seinem Prachtwerke treu nachgebildet, noch Hr. Hartwell, welcher in dem zweyten Theile des vorliegenden Buches topographische Notizen über die *Alhamra*, nach Hr. Shakspear, der die Geschichte ihrer Erbauer liefert, äußern einige Vermuthung über den Gegenstand desselben. Wir halten dafür, daß dieses Gemälde eine Scene des im J. 719 (1319) unter dem fünften Herrscher der Familie *Benil Ahmar* wider die Christen erfochtenen großen Sieges vorstelle, wo 50,000 Mann erschlagen und 7000 gefangen gemacht wurden, worunter die Frau und Kinder des christlichen Heerführers, dessen Haut vom Leibe gezogen, und mit Baumwolle ausgestopft, Jahrelang als eine Trophäe ober dem Thore von Granada aufgehängt blieb. Der Fürst, der von *Ibnal Chatib* (S. Cassirius) als ein besonderer Liebhaber der Jagd erwähnt wird, als welchen ihn auch die Jagdparthien dieser Gemälde schildern, hieß *Al Ghalib billah* (der Gewaltige durch Gott) *Abu Veled Ismail Ibnal-Ahmar* (Sohn des Rothen), sein Heeranführer war *Ibn Said Osman Scheich Ghusat*, d. i. der Scheich der Sieger. Dieß war die Benennung des Anführer der mogrobinschen Truppen (*Al mogarevi*) welche die marokkanischen Fürsten aus dem Hause *Merin* den andalusischen aus dem Hause *Ibn al Ahmar* zu Hilfe sandten. Dieß ist die Schlacht vor den Mauern von Granada, in welcher die Infanten *Don Juan* und *Don Pedro* umkamen, und deren *Mariana* im J. 1317, *Cardonne* im J. 1318 erwähnt, die aber nach der Angabe des arabischen Geschichtschreibers im J. 1319 am 14. May (welcher den 23. Rebialewel des J. 719 der Hedschira entspricht) vorgefallen seyn muß. Der siebente Fürst der Dynastie *Ibnalahmar* war *Jussuf Abulhedschadseh*, welcher an der Burg *Alhamra* den noch heute bestehenden Eingang des *Thor des Rechts* oder der *Gerechtigkeit* erbauete. Die Inschrift sowont ober diesem Thore, als das seinem Grabsteine eingegrabene Trauergedicht, das erst vor einigen Jahren in den Garten *Alhamra's* entdeckt ward, befindet sich in dem Anhang. Die übrigen Inschriften haben wohl als graphische Denkmähle aus den Zeiten des höchsten Flors des Reichs der Araber in Granada historischen, aber wie wohl sie alle in Versen sind, wenig poetischen Werth. Dieselben sind zum Preise des berühmten Löwenbrunn, des goldenen Saals im Thurme *Kamarasch*, zum Lobe der Gemächer, Fenster, Thore, und Wasserbecken gedichtet. Das gewöhnlichste Bild für die letzten ist, daß sie wie betende Gläubige vor der Kibla ruhig auf den Boden liegen; ansprechender für europäischen Geschmack sind die Verse der Löwenfontaine:

Fluthen entströmen allhier wie die Löhnung der Hand der Chalifen

Wenn er dieselbe vertheilt unter die Löwen des Kriegs,

Der du die Löwen betrachtest in Ruh, bewahre vor selben!

Denn das Wasser flößt Leben den Grimmigen ein.

Eine schätzbare Compilation ist auch der zweyte Theil dieses Werks über die Literatur, Künste und Wissenschaften der Araber in Spanien, welche aber, da der Verf. ohne Kenntniß der arabischen Urquellen nur aus *Cassiri Andres, Montucla* geschöpft hat, nichts Neues enthält. Die deutschen Werke, wie Eichhorns Literaturgeschichte, Sprengels Geschichte der arabischen Aerzte, die encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients u. s. w., scheinen ihm wie die arabischen aus Mangel an Sprachkenntniß unzugänglich geblieben zu seyn. E.

Römisches Recht.

Das römische Privat-Recht in seiner Anwendung auf deutsche Gerichte, als Leitfaden zu den Vorlesungen über die Pandekten, von Albrecht Schweppe, königl. dänischem Professor des Civil-Rechts, und Beysitzer der Juristen-Facultät auf der Universität zu Kiel. Altona bey Joh. Fried. Hammerich 1814 II. B. S. 412. III. B. S. 269 in 8.

Mit vielem Vergnügen vollendet Rec. die Beurtheilung des vorliegenden Lehrbuches (Vergl. W. L. Z. Nro. 33, 1815), womit der gelehrte Verfasser dem civilistischen Publicum ein sehr schätzbares Geschenk gemacht hat. Die der allgemeinen Uebersicht des Ganzen beygefügte Bemerkungen sollen wieder nur theils das Interesse beweisen, mit welchem Rec. das Buch durchlas, theils auf die Verschiedenheit der Ansichten im Civil-Rechte aufmerksam machen.

Der zweyte Band enthält die *Obligationen* (als zweytes), und das *Familien-Recht* (als drittes Buch). Das Obligationen-Recht zerfällt, nach Voraussetzung genereler Erörterungen (§§. 323 u. 324), in die Lehren I. Von der Natur (§§. 325—361), II. von den Entstehungsgründen (1. Verträge 2. Vergehen. 3. Vermischte Fälle (§§. 362—566); und 3. von den Erlöschungsarten (§§. 567—578) besonderer Rechtsverhältnisse. Hierbey werden die unter 2. u. 3. gehörigen Fälle mit besonderer Vollständigkeit aufgezählt.

Die Behauptung dafs den *correis debendi* (*stipulandi*) überhaupt das *beneficium divisionis* zustehet, hätte (§. 327) nicht bloß auf Nov. 99, sondern auch auf die deutsche Praxis gestützt werden sollen, weil die Nov. nicht von allen, sondern

bloß von solchen *correis* spricht, die sich wechselseitig für einander verbürgt haben. — Die Gesetze haben den Descendenten im Verhältnisse zu ihren Ascendenten die sogenannte Rechtswohlthat der Competenz nirgends eingeräumt. Daher könnte man sich, wenn man den Descendenten dennoch diese Begünstigung mit unsrem Verf. (§. 347 unt. 3.) einräumen wollte, nur auf eine extensive Interpretation wegen Gleichheit des Grundes berufen. Allein tritt wohl der Grund, worauf die in der Frage stehende Rechtswohlthat in Ansehung der Ascendenten beruht, auch bey den Descendenten ein? und wenn er eintreten sollte, dürfte wohl bey einem jus singulare eine ausdehnende Auslegung Platz greifen (S. fr. 141. pr. D. L. 17)? — §. 362. wird der von *Thibaut* (System des Pandekten-Rechts §. 967), und noch neuerlich von *Bucher* (Das Recht der Forderungen Leipzig 1816 §. 152) aufgestellte Satz, dafs die sogenannten Quasi-Contracte, und Quasi-Delicta alle juristischen Folgen wahrer Contracte und Delicta haben, verworfen, ohne dafs Hr. Schweppe für seine Meinung ganz durchgreifende Gründe anführt, welche wenigstens Rec. in den angeführten Gesetzstellen nicht findet. — Statt der Terminologie: *einseitige* und *zweyseitige* Verträge (§. 363) wäre wohl, wie schon öfter bemerkt wurde, die schicklichere: *einseitig* und *zweyseitig verbindliche* zu substituiren. — Mit dem Systeme des Auctors *alle* Contracte in benannte, und unbenannte einzutheilen (§. 398), ist Rec. nicht einverstanden, da die letzteren, wie der Verf. selbst (§. 444) behauptet, bey den Römern erst durch die Erfüllung eines Theils zu Contracten, folglich zu *Real-Contracten* wurden. — Die Definition der (benannten) *Real-Contracte*, als solche, mittelst deren der Eine dem Andern eine *Sache* überliefert, unter der Verpflichtung des Letzteren sie demnächst zurückzugeben, (§. 399), scheint *etwas zu eng* zu seyn, weil sich das *mutuum* nicht ohne Zwang darunter subsumiren läßt. — §. 415. nimmt der Hr. Professor eine Antinomie zwischen fr. 1. §. 1. D. XIX. 3. u. fr. 17. §. 1. D. XIX. 5. an. Diese behebt sich, wenn man das erste unbestimmt lautende Fragment aus dem zweyten erklärt, worin die einzelnen möglichen Fälle genau entwickelt werden. — Die Definition des *Mandats*, als einer Handlung, wodurch der Eine einem Andern die Besorgung von Geschäften, welche nicht die eigenen (nicht *bloß* die eigenen) des Geschäftsführers sind, ohne Ausbedingung eines Lohns überläßt (§. 434), ist nicht mit ganzer Strenge gefaßt. — Bey §. 488 vergleiche man die schon in diesen Blättern angezeigte Schrift von *Werner*: Ueber bedingte Injurien (W. L. Zeitung). — Das *interdictum unde vi* soll sich nach dem neueren Rechte ohne Zweifel auch auf

bewegliche Sachen erstrecken (§. 506). Aufser allem Zweifel ist dieses nicht, da mehrere berühmte ältere, und selbst neuere Rechtslehrer z. B. *Thibaut*, *Bucher* das Gegentheil annehmen.

Das Familien-Recht (§. 579) handelt in vier Hauptstücken I. Von der Verwandtschaft und Schwägerschaft (§§. 580—583); II. Von der väterlichen Gewalt (§§. 584—613); III. Von der Ehe (§§. 614—668); und IV. Von der Vormundschaft (§§. 669—710).

Richtiger werden die Seitenverwandten Blutsfreunde in den *Seitenlinien*, als mit Hrn. Prof. *Schwepe* (§. 580) Blutsfreunde in der *Seitenlinie* genannt, weil zur Bildung dieses Begriffes immer zwey, und zwar zwey gerade Linien im Verhältnisse zu einander, gedacht werden müssen. — Die actio tributoria hätte nach dem Plane des Verf., als in deutschen Gerichten unpraktisch, ganz wegbleiben sollen. — Die dem Rec. neue Behauptung, dafs schon Personen von 55 Jahren eine excusatio voluntaria von der Tutel haben (§. 678 unt. 9.), ist nicht hinreichend belegt, indem c. 3. C. X. 49, worauf sich berufen wird, von öffentlichen Aemtern überhaupt spricht. Hiervon müssen aber die Tutele (welche ohnehin Manches Abweichende haben) wegen §. 13. J. I. 25. — fr. 2. pr. D. XXVII. 1. — u. c. un. C. V. 68. ausgenommen werden, weil einerseits in toto jure generi per speciem derogatur, und andererseits im Zweifel kein Widerspruch der Gesetze statuirt werden darf.

Die *Rechte auf den Todesfall* (als viertes Buch) hat der Auctor, nach einigen vorläufigen Erörterungen (§§. 711—740), in sieben Hauptstücken I. Von der directen Erbfolge (§§. 741—815); II. Von den Vermächtnissen (§§. 816—873); III. Von andern letztwilligen Dispositionen des Erblassers (§§. 874—876); IV. Von der Schenkung von Todeswegen (§§. 877—879); V. Von der mortis causa capio (§. 880); VI. Von den Notherben (§§. 881—906); und endlich VII. Von dem Verluste der Erbschaften und Vermächtnisse wegen Unwürdigkeit (§§. 907—910) entwickelt.

Das §. 722 in der 23. Note angeführte Cap. 3. X. III. 28. de sepult. ist wohl nur aus Versehen citirt, da es von einer sepultura electa, und ganz und gar nicht davon redet, dafs notorische Zinswucherer intestabiles seyn. — Eine mystische Erbeseinsetzung scheint nicht nach der Meinung unsres Verf. (§. 726) durchaus, sondern blofs im schriftlichen Testamente, wenigstens nach der Theorie gültig zu seyn S. c. 29. C. VI. 23. — §. 731 vermisst man in der beygefügten Literatur die Abhandlung von *Bynkershoek* de captatoriis institutionibus. — Der (§. 766) vorkommende Satz, dafs Ascendenten, falls sie allein sind, nach Linien succediren, ist nicht ganz allgemein wahr,

da von Aeltern nicht gesagt werden kann, dafs sie nach Linien (wenigstens nach der gewöhnlichen Bedeutung dieses Worts) erben. Freylich hat der Hr. Prof. den Begriff der Linien, sowohl als der Stämme (§. 764) auf eine von der gangbaren etwas abweichende Art bestimmt; allein Rec. zweifelt, ob nach den Worten, und dem Geiste des corpus juris hierzu ein hinlänglicher Grund vorhanden sey (Vergl. *Glück* hermeneutisch-systematische Erörterung von der Intestat-Erbfolge §§. 29—32.) — §. 773 in den Noten 9. und 10. ist die Hinweisung auf den Titel de acqu. v. om. hered. unrichtig; die citirten Stellen finden sich im Titel de acqu. v. am. possess. — Der Lehrsatz, der bon. possessor ex edicto Carboniano könne zuweilen alle dem Erben zuständigen Klagen anstellen (§. 780 unt. 3.), muß beschränkt werden. Denn fr. 1. §. 13. D. XXXVII. 10 spricht ihm die hereditatis petitio ausdrücklich ab, und das vom Hrn. *Schwepe* allegirte fr. 15. D. l. c. muß sowohl nach den Worten (haec bonorum possessio — non tantum ad possessionem adipiscendam, sed ad res etiam persequendas — — — prodest.), als, um die Gesetze miteinander in Einklang zu bringen, auf das interdictum quor. bonor. bezogen werden. — §. 784. fehlt unter den Bedingungen des benefic. inventarii die in Nov. 1. c. 2. §. 1. vorgeschriebene, dafs bey Errichtung desselben die Interessenten, und in deren Ermangelung drey Zeugen zugezogen werden sollen. — Dafs der Besitzer bey der hereditat. petitio den Grund seines Besitzes angeben müsse, wie §. 788 behauptet wird, streitet gegen die Regel des gemeinen Rechts, und läßt sich auch nicht aus c. 11. C. III. 31. erweisen, welche blofs dem Beklagten die Verbindlichkeit auferlegt, im Allgemeinen anzugeben, ob er pro herede v. possessore oder titulo singulari besitze; nicht aber eine specielle Edition des Titels (z. B. pro emto, pro donato) verlangt. — Die §. 816. gegebene Erklärung eines Vermächtnisses, als einer Auflage des Erblassers an den *Erben* zum Besten Dritter, ist zu eng, weil bekanntlich auch der Legatar und der (Universal- oder Singular) Fideicommissar mit Vermächtnissen beschwert werden dürfen. — Als vollkommen richtig kann die Behauptung nicht angesehen werden, dafs in Hinsicht der Auswahl bey alternativen Legate gleiche Grundsätze, wie bey generelen, gelten. Denn nach der Natur der Sache, und den vom Auctor selbst allegirten Fragmenten steht bey jenem nicht aber bey diesem dem Vermächtnisnehmer frey, das beste Stück zu wählen. — Wenn Hr. Prof. *Schwepe* annimmt, unehelichen Descendenten hafte eine infamia facti (levis notae macula) an (§. 887); so ist diese Meinung sehr zweifelhaft, und auf jedem Fall dem römischen Rechte zuwider. Deshalb

hätte sie nicht ohne allen Beweis hingestellt werden sollen. — Glaubt der Verf., wie es nach §. 888 scheint, daß von der Intestat-Erbfolge auf das Notherbrecht ein sicherer positiver Schluss gezogen werden könne, so sieht Rec. nicht wohl ein, warum die Halbgeschwister von der Mutter, und die Geschwisterkinder (§. 887) vom Pflichttheile ausgeschlossen werden. — Die §. 897 unt. k. aufgeführte Enterbungsursache: wenn das *Kind, ungeachtet es dazu vermögend war*, und dazu aufgefordert wurde, die im Gefängnisse befindlichen Aeltern nicht durch Bürgschaft befreyte, geht nur auf *Söhne* sowohl nach den Worten der Novelle, als nach der Natur der Sache. Oder sollen vielleicht die Worte: *ungeachtet es dazu vermögend war* auf den bemerkten Unterschied hindeuten? — §. 898 gibt der Verf. mit so vielen Neueren, jedoch mit sceptischer Bescheidenheit, dem reinen Nullitäts-Systeme den Vorzug vor den übrigen Systemen. Rec. kann dieser Ansicht noch immer nicht beypflichten, Hr. *Schwepe* gesteht selbst, daß das reine Inofficiositäts-System die meisten äußeren Gründe für sich habe, nur meint er, daß die mehrsten inneren für sein System streiten. Allein die angeführten beyden entscheiden die Sache wohl noch nicht. Von der Regel: Jede einem Gesetze zuwider unternommene Handlung, ist ungiltig, gibt es häufige Ausnahmen, und daß hier eine solche eintrete, kann nach den Ausdrücken der 115. Novelle: *rescindere, evertere testamentum* (welche offenbar auf die querela inofficiosi hinzielen) um so weniger einem erheblichen Zweifel unterliegen, als es sich in der justinianischen Constitution keineswegs darum handelte, eine bloße Form der Enterbung vorzuschreiben, wie *Schöman* gezeigt hat. Ferner läßt sich nicht geradezu behaupten, daß der Gesichtspunkt der Lieblosigkeit in der 115. Not. ganz aufgehoben sey. Denn zuverlässig ist eine Exheredation, bey welcher der Testator keine hinreichende d. h. keine gesetzliche Ursache hatte, lieblos, und, wenn die letztere nicht angeführt ward, ist die Enterbung wenigstens pflichtwidrig. Und gesetzt das Fundament und wohl auch die Bestimmungen einer Klage werden durch das neuere Recht modificirt, kann daraus sogleich gefolgert werden, daß die Klage selbst abgeschafft wurde? Gewiß dann nicht, wenn die spätere Gesetzgebung kein neues Rechtsmittel erschafft, sondern sich in ihren Normen deutlich genug an die frühere anschließt.

Das Ganze endigt (als fünftes Buch) die Lehre von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (§§. 911—939).

Das interdictum fraudatorium unterscheidet sich, ungeachtet seiner großen Aehnlichkeit, mit

der actio Pauliana, noch immer durch das summarische, bey allen Interdicten übliche, Verfahren, von derselben, und man kann daher nicht schlechthin mit dem Verf. (§. 931) sagen, daß das erwähnte Interdict schon im neuesten römischen Rechte nicht mehr existirte.

Vergleicht man wieder die, im gegenwärtigen Lehrbuche enthaltene, Anordnung des Ganzen mit dem früher vom Verf. herausgegebenen Entwurfe eines Systems der Pandekten, so fallen die Verbesserungen leicht auf. Man sehe z. B. nur die Lehre von den Consensual-Contracten, oder die Darstellung der Rechte auf den Todesfall in beyden Schriften. In jener Materie ist die Ordnung großentheils geändert, und in dieser ist sogar ein neues Hauptstück (das fünfte) hinzugekommen.

Jedem, der die Wissenschaft wahrhaft liebt, muß es freuen, wenn er bald wieder ein neues Werk vom Hrn. Prof. *Schwepe* im Mefs.-Kataloge angekündigt, finden sollte.

K.

Anatomie.

Ein Beytrag zur Encephalotomie vom Dr. Fr. Rosenthal, nebst zwey Kupfertafeln. Weimar 1815. in 8, S. 53.

Der bereits durch mehrere Schriften rühmlichst bekannte Verfasser gibt uns hier die Resultate seiner Untersuchungen über den Bau des menschlichen Gehirns. Seiner Meinung nach geht das Leben der Organe nicht allein aus ihrer lebendigen Thätigkeit, sondern auch aus ihrem Bau und ihrer Form hervor, daher muß jede physiologische Forschung sich auf eine richtige anatomische Kenntniß gründen. So wie der Entdeckung des Kreislaufs die Kenntniß vom Baue des Herzens und der Gefäße hat vorangehen müssen, so glaubt auch der Verf. daß wir dann erst den Lebensproceß des Gehirns, welches die Quelle aller Empfindung und Bewegung ist, einsehen werden, wenn uns dessen Structur vollkommen bekannt seyn wird. Indessen glaubt Rec. daß es keine so leichte Sache seyn wird, aus dem Baue des Gehirns seine Verrichtungen zu erklären, als es leicht war aus dem Baue des Herzens und der Blutgefäße den Kreislauf des Blutes einzusehen; denn hier brauchte man nur mit der Kenntniß der Klappen in dem Herzen und in den Gefäßen die Einsicht einer hydraulischen Druckmaschine zu verbinden, und die Richtung der kreisförmigen Bewegung des Blutes konnte nicht mehr unbekannt bleiben; ganz anders ist es bey dem Gehirn, dessen Bau uns keineswegs unbekannt ist, we-

nigstens scheint uns nach so vielen Untersuchungen nichts wesentliches entgangen zu seyn, und doch leuchtet nicht daraus hervor, durch welche Kraft und auf welche Art dieses Organ in seine Thätigkeit versetzt und darin erhalten werde, und welches das Band sey, das hier den Geist an den Körper knüpft? Sollte es doch nach der Meinung der neuern Physiologen die Elektrizität seyn, so wären wir nicht durch die Structur des Gehirns sondern durch den Vergleich des Lebensprocesses mit dem galvanischen darauf geleitet worden, und bey allen dem sind uns die Eigenschaften der Elektrizität noch so wenig bekannt, dafs wir es höchstens bey dieser Vermuthung müssen bewenden lassen, ohne uns an die Erklärung der Gehirnthätigkeiten durch die Elektrizität zu wagen. Mit allem diesen will Rec. nur so viel sagen, nicht als ob eine genauere Untersuchung des Hirnbaues überflüssig und nicht lobenswerth wäre, sondern dafs die Verrichtungen des Hirns aus dem Baue allein, und wäre er uns bis auf die letzte Faser bekannt, ohne einer nähern Einsicht der dem Gehirn inwohnenden und mit dem Leben erlöschenden Kräfte nie werden erklärt werden können.

Das Gehirn in seinen kleinsten und zartesten Theilen zu untersuchen hindert ihre geringe Consistenz, der man zwar durch Branntwein oder durch das Kochen im Wasser und derley zusammenziehende Mittel abhelfen kann, weil aber dadurch die Form und Farbe gewöhnlich verliert, so ist die Untersuchung des Gehirns in seinem frischen Zustande auch nothwendig. Die Methode der Alten, das Gehirn mittelst verschiedener Schnitte zu zergliedern wird getadelt, nur die des *Willis* wird gebilligt, weil er durch das Aufheben der beyden Hemisphären des großen Gehirns, dort wo sie die Vier- und Sehhügel decken, die Theile in ihrem Zusammenhange darstellte. Auf eine ähnliche Methode das Gehirn zu demonstriren verfiel auch der Verf., und gibt sie auf folgende Art an: Das ganze Gehirn mit seinem Anhang wird auf gewöhnliche Art aus der Hirnschale herausgenommen, die das Gehirn umgebende Gefäßhaut und ihre Productionen durchschnitten und getrennt, dann werden die hintern Hirnlappen mit der Wulst, mit der Hirnschwiele und den Armen der Zwillingsbinde behutsam aufgehoben, das Netz von Gefäßen getrennt. Unter diesem aufgehobenen Wulst geht man zu beyden Seiten, und trennt das untere oder absteigende Horn der Hirnkammer, und hebt damit auch das Ammonshorn mit seinem Saume zugleich auf. Alle in diesem Verfahren aufgehobenen Theile betrachtet der Verf. als die Schaale, und die darunter befindlichen, z. B. die Hirnschenkel, die Sehhügel, die gestreiften Körper, die vier Hügel, die Zirbel-

drüse und die beyden Commissuren werden als der Kern angesehen. Da nun die Schaale vorne mit dem Kern an den gestreiften Körpern und an den Schenkeln des Fornix zusammenhängt, so müssen diese mittelst eines Schnitts abgelöst werden, um die Schaale von dem Kern ungehindert aufheben zu können. Die aufgehobene Schaale zeigt an der untern Seite Vertiefungen, welche sich durch den Abdruck des Kerns gebildet haben. So nützlich auch diese Methode für die Untersuchung des Hirnbaues ist, so hält Rec. doch auch die alte Methode keineswegs für entbehrlich; man muß doch auch das kleine Gehirn durch einen senkrechten Schnitt, wie die Alten, theilen, um die Verästelung oder Vertheilung seiner Marksubstanz zu sehen; durch den queren Schnitt beyder Halbkugeln des großen Gehirns erscheint am deutlichsten die Verbindung ihrer Marksubstanz mittelst des corpus callosum, und vorzüglich unterrichtend ist ein senkrechter Schnitt, den man schief durch die eine Halbkugel, durch den gestreiften Körper, den Sehhügel, den einen Hirnschenkel, und durch den Hirnknoten bis in das verlängerte Mark führt; man sieht da sehr deutlich, wie ein Theil des Hirnmarks aus der Hirnhalbkugel in Gestalt netzartig verflochtener Fasern den gestreiften Körper durchströmt, dann zum Theil in den Hirnschenkel übergeht, zum Theil aber den Sehhügel mit einer markichten Kruste umgibt, theils sich auch innerlich mit dessen Rindensubstanz vermengt; wie auch die Markfasern des Hirnschenkels sich mit den Fasern des aus dem kleinen Gehirn kommenden Markes in dem Hirnknoten durchkreuzen und verweben, und dann in das verlängerte Mark übergehen, oder umgekehrt von da sich aufwärts begeben.

Die Hirnzergliederung, sagt der Verf., fängt mit Recht von der *medulla oblongata* an, in der die Hirnorganisation vorbereitet liegt, wie es auch schon *Gall* und *Reil* gesagt haben, indessen findet Rec. diesen Gedanken nicht ganz neu, indem schon bey den Alten das Gehirn mit der Kohlpflanze verglichen wurde, welches aus dem Rücken- und verlängerten Marke sich entwickle, wie jene Pflanze sich aus dem Stengel in die Blätter entfaltet und aufblühet.

Das Rücken-Mark besteht aus vier Strängen, und jeder Strang aus Longitudinal-Fasern, welche sich in Lamellen zusammenreihen. In den hinteren und kleineren Strängen sind die Fasern feiner und dichter. Zwischen den vier Strängen ist die graue Substanz eingefügt und besteht aus einem ungleich verflochtenen Neurilem. Alle vier Stränge gehen in das verlängerte Mark über, und von da gehen die vorderen gröfsern in das große und die hintern kleinern in das kleine Gehirn.

Aus diesen vier Strängen nebst den Oliven-Körpern, die dem verlängerten Mark eigen sind, wird das verlängerte Mark gebildet, wo sie durch die Verflechtung ihrer Fasern an Umfang gewinnen. Der grössere vordere Strang zerfällt zu beyden Seiten in drey Fascikeln, wovon der innere vordere die Pyramiden bildet, der zweyte auf die Olivenkörper stößt, und der dritte, der stärkste von allen, hinter den Olivenkörpern fortgeht, um den Boden der vierten Hirnkammer zu machen. Die Pyramiden werden im Aufsteigen dicker und breiter, weil sie Zuwachs von Fasern aus den hintern Fascikeln erhalten, und gehen dann in den Hirnknoten über.

Dieser Zuwachs von Fasern zu den Pyramiden macht die zwischen den beyden Pyramiden sich kreuzenden Markbündeln, welche von einigen Anatomikern angenommen und von andern wieder geläugnet wurden; übrigens gibt es in Rücksicht dieses Geflechtes mancherley Verschiedenheiten. Der zweyte Fascikel des vordern Stranges theilt sich am untern Theil des Olivenkörpers, umfasst gleichsam denselben, und läuft dann wieder vereinigt zu den vier Hügeln. Der dritte Fascikel desselben Stranges läuft hinter dem zweyten hinauf, und nachdem er die sich kreuzenden Verstärkungsfasern zu den Pyramiden abgegeben hat, werden seine übrigen Fasern in eine Fläche am Boden der vierten Hirnkammer, mit grauer Substanz untermischt, ausgebreitet, und erstrecken sich von da hinter dem Hirnknoten bis in den großen Hirnschenkel. Die hintern kleineren Stränge laufen von der Mittelspalte getheilt bis zur Höhe der Oliven, hier divergiren sie, um in die Hemisphären des kleinen Gehirns überzugehen. Die verschiedenen Meinungen über das Loch oder den Canal, in welchen sich die Mittelfurche des calamus scriptorius endet, werden dahin berichtet, daß dieses Loch durch dünne, über die Furche gespannte, Querfasern gebildet werde, in welches eine Schweinsborste $\frac{3}{4}$ Zoll tief eingebracht werden kann, und öffnet man dann diesen Gang, so zeigt sich, daß er ein sich stumpf endender und mit einer Marklamelle glatt überzogener Canal sey.

Die Olivenkörper habe *Prochaska* am ausführlichsten und richtigsten beschrieben, daß sie nämlich aus einem markichen Kern bestehen, der dem sogenannten Lebensbaum des kleinen Gehirns ähnlich, sich ausbreitet. Die Aeste dieses Baums werden von einer dünnen Linie von grauer Substanz umfaßt, hierauf folgt wiederum nach außen Medullarsubstanz, welche mit ihren Zacken zwischen die Aeste der inneren eingreift. Hiebey bemerkt der Verf., daß die graue Masse aus dem

Rückenmark komme, und mit der des großen Hirnknotens zusammenhänge.

Außer den beschriebenen Fascikeln sind noch die Faserbündel, welche aus dem kleinen Gehirn kommen, und sich den Strängen des verlängerten Markes anschließen, und damit in den Kern eingehen. Nachdem hierüber *Gall's* und *Reit's* Meinung vorgetragen wurde, sucht der Verf. ihr mehr Deutlichkeit dadurch zu geben, wenn er die in die Bildung des Kerns eingehenden Fasern vom Rückenmark aus verfolget. Diesem nach ist die untere und obere Abtheilung der Hirnschenkel eine Fortsetzung der großen und vorderen Stränge des Rückenmarks und ihrer Fascikeln, zu welchen noch die vorderen Schenkel des kleinen Gehirns kommen. Alle diese Fasern machen in den Hirnschenkeln eine Kreisfläche, worauf ein Klumpen grauer Substanz liegt, der den Sehhügel ausmacht. Ein Theil dieser Markfasern geht in die gestreiften Körper, und ein Theil in den Stabkranz. Der weitere Verlauf und die Verbindung dieser Fasern des Kerns mit denen der Schale ist geflechtartig, und es scheint die Schale mit ihren Hemisphären auf den letzten Enden des Kerns wie auf einem Stiel befestiget zu seyn. Ueber diese Verbindung hinaus ist in der Schale von der Organisation des Kerns nichts mehr zu erkennen, die graue Substanz, welche im Kern die Fasern durchdringt, verschwindet ganz, und nur eine gleiche Marksubstanz ist von der Hirnschwiele bis zur grauen Decke der Hirnwindungen sichtbar. Sie besteht aus feinen dicht zusammengedrängten Blättern, die nach der Lage der Windungen gerade oder muschelförmig gebogen sich zusammen reihen. Jedes Blatt ist aus feinen Fasern zusammengesetzt, die nur durch ihre Lage verschieden sind. Alle diese Blätter werden durch die Fasern der Hirnschwiele, wie durch die Haupttribbe eines mannigfach gekräuselten Blatts vereinigt, und außen von der grauen Substanz der Windungen so bedeckt, wie der Schmelz die Knochensubstanz der Zähne überzieht.

Der Verf. schließt mit der Bemerkung, daß die von ihm angegebene Art der Verbindung beyder Fasern (des Kerns und der Schale) wie auch die Organisation der Windungen hinreichend wider die von *Gall* angenommene Bildung seiner Organe sprechen, und daß jeder Unterrichtete, ohne *Gall's* große Verdienste zu verkennen, eingestehen wird, daß wir noch weit vom Ziele einer sichern Deutung des Wesens des Hirngebildes entfernt sind, dem wir uns nur durch fernere Untersuchung der Menschen- und Thiergehirne nähern können.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 44.

Freitag den 31. May.

1816.

Oekonomie.

Darstellung der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Verhältnisse, in so fern sie auf Bewirthschaftung des Grund und Bodens und die damit verbundenen Nebenzweige der Oekonomie Bezug haben. Ein Taschenbuch für praktische Landwirthe in allen Gegenden Deutschlands und der benachbarten Länder, verfaßt von Rudolph André, Oekonom und Mitglied der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. Prag bey J. G. Calve 1815.

Ein langer, vielversprechender Titel! Und doch die vorzüglichsten landwirthschaftlichen Verhältnisse für die Freunde der Landwirthschaft in allen Gegenden Deutschlands und der benachbarten Länder auf 188 Seiten eines kleinen Octav-Bändchens zusammengedrängt. Recensenterwartet einen Meister seines Faches!

In der Einleitung bekennet der Verf., daß wir die Erscheinung dieses Werkes seinem Vater — dem Herausgeber der ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen, dem es auch dedicirt ist, zu verdanken haben. Aus dem Chaos ökonomischer Schriften, sagt er, habe er nur Thaers Grundsätze des rationellen Ackerbaues, die ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen seines Vaters, einen Fascikel Notaten von demselben und endlich die von ihm selbst in der praktischen Oekonomie gemachten Erfahrungen und Bemerkungen als Hilfsquellen zu benützen würdig gefunden. Seite 12 bis 18 ist bloß dazu gewidmet, die Leser vom Nutzen und von der Vortreflichkeit des vorliegenden Werkes zu überzeugen. Die erste Abtheilung beginnt mit dem Wiesenbau; die 2te handelt von den vortheilhaftesten Futterkräutern und Gewächsen; die 3te von den Viehweiden, die 4te von der Viehzucht, die 5te von der Viehmast; die 6te vom Dünger und der Düngung, die 7te vom Verhältniß des Futtergewächsbauens, der

Fünftes Heft.

Viehzucht, der Düngung, des Bodens und des Ackerbaues gegeneinander!!! Die 8te vom eigentlichen Ackerbau! Zuletzt folgt ein Anhang, der einen kurzen Ueberblick der verschiedenen Wirthschafts-Systeme und eine vergleichende Uebersicht der gebräuchlichsten Maße und Gewichte enthält.

Gleich S. 1. läßt uns der Verf. das Gras wachsen! Um den Zuwachs an Grasmenge in jedem Monate zu bestimmen, setzt er das Ganze des jährlichen Graswuchses = 700, und gibt hiernach das Subsidium eines jeden Monaths auf folgende Art an:

vom Frühjahr bis in die Mitte May	50 Theile
von der Mitte bis Ende May	120 —
Juni	265 —
Juli	110 —
August	90 —
September	50 —
October bis zum Winter	15 —

700 Theile

Diese Hypothese steht so nackt im Buche wie hier. Es läßt sich keine Erklärung, keine Begründung hören. Der Verf. nennt uns nicht einmal jene mährische Wiese, von der dieß gelten soll; wohl läßt er uns aber nach dem Titel seines Werkes glauben, daß dieß für ganz Deutschland und die benachbarten Länder, Pohlen, Frankreich und Italien wahr sey. In der Einleitung S. XIII. gibt der Verf. als den Hauptnutzen seines Werkes an, daß er den Theoretiker mit der Praxis vertraut machen wolle. Hätte er statt dieser Hypothesenschmiederey lieber Wort gehalten!

Seite 6. rechnet der Verf. für uns, ganz Deutschland und die Nachbarländer aus, was 1 Zentner Heu bis auf den Boden hinauf koste. Bey der Veranschlagung der Wiesenarbeiten hat er das Wiesenputzen, die Grabenziehung und Reinigung, die Kosten bey der Düngung derselben in der Feder gelassen. Diese Rechnung ist zugleich ein Beleg, welche ungeheure Gewinnste die Landleute machen, die den Zentner Heu um 2 bis 3 fl.

verkaufen, da es doch itzt sonnenklar ist, daß dem Landwirth 1 Zentner nur auf 16 $\frac{1}{3}$ kr. zu stehen komme. Ja, wahrlich!

Es ist nichts so fein gesponnen,

Es kommt doch an die Sonnen!

Ein Zentner Heu, sagt der Verf., ist so viel werth, als $\frac{1}{5}$ Metzen Roggen. Diesem Satze geht nichts voraus, nichts nachher. Auf was soll also Rec. den Werth beziehen? Hat der Werth auf den Geldpreis Bezug, so gilt von dem Satze, was oben gesagt wurde, nämlich, es fehlt ihm allgemeine Gültigkeit. Deutet der Werth aber auf die Nahrungsfähigkeit beyder Stoffe, so ist der Satz falsch, indem nach Einhofs Analyse 100 Pf. Heu 50 Pf. nahrungsfähige Substanz, 100 Pf. Roggen aber 80 Pf. enthalten.

Beym Kleebau übergeht er die Ueberdüngung mit gut abgefaultem Dünger. Das Ueberstreuen des rothen Klees mit Asche rath er allgemein an; also auch auf starken Kalkgründen? auf trockenem hitzigen Lande? Das so wohlthätige Uebereggen der Luzerne ist vergessen. Von der Manipulation einer Kleeheubereitung hören wir nichts. Höchst unvollständig und oberflächlich spricht der Verf. von den Wickeln, dem Mengefutter u. s. w. Eben so widersprechend wie oben mit Einhofs Analyse ist die Behauptung, daß 1 Metzen Weitzen gleich sey 5 Zentnern Heu. Das S. 35. angegebene Verhältniß der verschiedenen Nahrungsmittel, welches der Verf. für sein Eigenthum passiren zu lassen scheint, ist aus Thaers Grundsätzen der rationalen Landwirthschaft.

S. 36. bemüht sich der Verf. in seiner höchst mangelhaften Abhandlung von Viehweiden, die Leute zur Cultur der armseligen Gemeinweiden zu bereden. Aber wie? Davon keine Sylbe!

Um ein Beyspiel von der seltenen oberflächlichen Schreibart des Verfassers zu geben, setzt Rec. das Folgende wörtlich hierher:

„Vierte Abtheilung.

Viehzucht.

1. Das Pferd.

Nahrung. Ein Paar Ackerpferde bedürfen jährlich 73 Zentner Heu und 124 Metzen Hafer, wenn sie bey Kraft bleiben und täglich — (auch Sonn- und Feyertage?) arbeiten sollen. Im Sommer füttern manche auch grünen Klee, und geben nur zum Frühfutter 4 Pf. Heu, Mittags und Abends aber zusammen gegen 40—50 Pf. Klee aufs Stück. Man hat die Pferde auch mit Möhren, oder gelben Rüben gefüttert; man gibt diese aber mit mehr Vortheil dem Milchvieh.

Steinsalz für 1 Paar jährlich 20 Pf.

Streustroh braucht ein Paar jährlich 6 Schock, das Gebund zu 12 Pf.

Die Kosten für Hufschlag, Reparatur an Ge-

schirr und Geräthe nebst Abnutzung bey ein Paar Ackerpferden sind jährlich dem Werthe von 35 Metzen Korn oder Roggen beyläufig gleich zu schätzen.

Nutzen. Dagegen verrichtet ein Paar jährlich zwischen 260 und 300 Arbeitstage und gibt, wenn es Mittags, über Nacht, und an Sonntagen zu Hause steht, jährlich gegen 14 bis 15 Fuhren Dung a 10 Centner.

Die Stute trägt 11 $\frac{1}{2}$ bis 12 Monath.

2. Der Zugochse.“ u. s. w.

So geht es fort in der Schreibart; im Geiste und in der Wahrheit. Wer möchte sich auch bey einem solchen Geschreibsel länger aufhalten, wäre der Verf. nicht der Sohn des sehr thätigen und um die Landwirthschaft verdienten Mannes Christian André? Bloß aus Achtung gegen den Vater wollen wir noch einige Stellen als Rechtfertigung unsers Urtheils vorlegen; vielleicht ist es vermögend den einsichtsvollen Vater zu bewegen, seinem Sohne rathend an die Hand zu gehen, daß er sich lieber auf die praktische Wirksamkeit eines Landwirths beschränke, wo er so viel Gutes im Stillen wirken kann, und die schriftstellerische Laufbahn verlasse, auf der es so schwer hält, Ehre und Ruhm zu lösen; weil man nicht schreiben soll, wenn man das Reich des Wissens und der Erfahrung nicht zu bereichern fähig ist. Ewig Schade um die kostbare Zeit, die man durch unnützes beschwerliches Schreiben dem praktischen Leben entzieht!

S. 45. fährt er fort: „3. Der Stier.

Nahrung. Wie bey dem Zugochsen.

Düngererzeugung bey einer Stallfütterung 19 bis 20 Fuhren, a 10 Centner, bey einer solchen Fütterung.

Ein Stier darf nicht mehr als 30 Kühe zu belegen haben; dann ist er vom 4ten bis ins 8te Jahr zu gebrauchen.“ Und damit ist der Stier abgefertigt. Um was ist nun die Welt damit klüger?

Durch eine solche Schreib-Methode ist es freylich nicht anders möglich, als daß interessante Hauptmomente gänzlich übergangen werden müssen. So z. B. bey der Rindviehzucht ist nichts von den vorzüglichsten Racen und ihren ausgezeichneten Eigenschaften gesagt; von der vorzüglichen Tauglichkeit der einen oder andern für bestimmte Zwecke unter bestimmten Verhältnissen; ob großes oder kleines Vieh besser zu halten sey, und wann; welche Fütterungsart dieser oder jener Viehart die gedeihlichste sey, in Bezug auf die Kraft, das Fleisch, die Güte oder Menge der Milch, die Gesundheit des Thiers? u. s. w. u. s. w.

In eben diesem Werke kündigt sich der Verf. als baldigen künftigen Schriftsteller über die Schafzucht an, und verspricht etwas Vollkomme-

ners darüber zu liefern als Petri. Je du mein Gott! Wenn der sein Muster ist, das er zu über-treffen bemüht seyn will: so wird er der Welt keine Dienste leisten. Was ist uns mit zusammen-geflückten Compilationen und auf einander ge-stoppeelten Plagiaten geholfen? Erfahrung suchen wir; die Erfahrung muß gründlich geprüft seyn, und die gründliche Prüfung muß uns haarklein vorgelegt werden, damit wir ihr glauben. Der Verfasser muß sich zu gleicher Zeit als einen Mann ankündigen, von dem wir präsumiren dürfen, daß er weiß, was Erfahrung ist, daß er die schwie-rigen Wege kennt, durch die man so mühsam zu ihr gelangt, und daß er eben deswegen nichts weniger als leichtsinnig aussage: Er habe diese bestimmte Erfahrung gemacht. Solche Leute kön-nen uns helfen; Compileren und Scribler steh-len uns nur die liebe Zeit; tempus autem volat, sagt der heil. Augustin, und die hingeflohne Zeit bringt kein Sterblicher zurück. Es geht heut zu Tage mit dem Schriftstellerleben, wie mit unsern städtischen Gesellschaften. Mit hitziger Begierde treten wir in den gesellschaftlichen Zirkel, mar-tern uns durch 3—4 Stunden immer voll Erwartung, was noch für Dinge kommen werden, und am Ende bleibt immer als Rest — verzehrende Längeweile. Zeitdiebstahl ist hier wie dort zur nicht verzeihlichen Gewohnheitssünde geworden, die um so schrecklicher ist, als sie die Quelle alles Verderbens ist.

Von einem künftigen Schäferey-Schriftsteller dürfte man erwarten, daß das Capitel über Schaf-vieh das gelungenste im ganzen Werke sey. Al-lein auch darin irrt man sich; kaum 7 kleine Sei-ten sind kärglich damit beschrieben, wie viel Stück Mutterschafe sammt Lämmern auf einer □ Klasten stehen können; Futterbedarf, Kosten und Nutzen desselben; Bestimmung der Tragzeit der Schafe. Dieses ist die behandelte Gesamtmate-rie über Schafzucht mit hundert und etlichen Zei-len abgethan, aus Petri und den ökonomischen Neuigkeiten extrahirt, ähnlich den angeführten Beyspielen von Pferd und Stier.

S. 73. behauptet der Verf.: Der Zweck der Düngung sey Humus zu erzeugen. Diesen Zweck bey der Düngung hat Rec. als Landwirth wohl nie; mir wäre die Humuserzeugung wohl gleich-gültig, wenn meine Pflanzen auf dem Felde den-selben nicht als Nahrung bräuchten. Der Zweck der Düngung möchte wohl eher dahin lauten, die Erde mit Nahrungstheilen für die Pflanzen zu schwängern. Der Zweck der Dungbereitung ist aber — Verwandlung der vegetabilisch animalischen Reste zu Humus. Humus und Luft, sagt er weiter, macht die Hauptnahrung der Pflanzen aus. Rec. fraget, wie die Pflanzen ohne Wasser den Humus genießen mögen?

S. 75. lehret er, daß der Hofdung binnen 5—6 Wochen im Sommer, binnen 12 Wochen im Winter in den speckigen *verrotteten* (!) Zustand kehre. Hierüber wird der Verf. gebeten Thaers rationelles Ackerbausystem B. 2. §. 24. u. ff. nach-zulesen. Unter der Ueberschrift Düngungsverhält-nisse sind dem Verf. überhaupt auf den Metzen Land 50 Centner eine schwache, 100 Centner ei-ne gute, 150 Centner eine sehr starke Düngung. Solche allgemeine Behauptungen taugen nichts in der Landwirthschaft; sie veranlassen jederzeit nur Irrthum. Es gibt keinen Universalpflug, kei-ne Universalmedizin für das Vieh, kein Univer-sal-Recept für den Acker und kein Universal-Reglement für eine Wirthschaft. Bey der Frage: wie viel Dünger einem Acker gebühre, muß man eine Menge Umstände vorher berücksichtigen. Die Hauptumstände aber, die einem auf die Nase stossen, wenn man nur ein bisfchen denkt und die der Verf. vergessen hat, sind: die verschie-dene Qualität des Düngers nach den verschiede-nen thierischen Excrementen, der verschiedene Faulungsgrad, ob natürlicher oder Industrial-Dünger, dann die Verschiedenheit des Bodens nach seinen chemischen Bestandtheilen.

S. 79—92. folgen Bemerkungen über Dünger-production, die gut und richtig sammt den Be-rechnungen und Tabellen aus Thaers Grundsätzen des rationellen Ackerbaues B. 1. genommen sind. Nur ein Schnitzer ist mituntergelaufen. Er sagt nämlich: Nicht aus der Anzahl des Viehes im Stalle, sondern nur aus der Menge der verfutter-ten Nahrung kann man mit Wahrscheinlichkeit das Gewicht des zu erhaltenden Düngers bestim-men. Die Menge allein ist auch noch nicht hin-länglich; es muß auch auf die Qualität der Nah-rung gesehen werden.

S. 93. führt der Verf. unter den vegetabili-schen Düngmitteln das Conium maculatum, Hy-sciamus niger et albus und Datura stramonium an. Eine gefährliche Lehre, wenn man bey diesen schwer verweslichen ausfallenden Samen nicht die äußerste Vorsicht braucht um Saaten von Unkraut zu vermeiden.

S. 96. spricht er von mineralischen Düngungs-mitteln. Also gibt es auch Mineralien, die von den Pflanzen gespeist werden können? Die ge-bräuchlichsten sind, sagt er:

- „1. Die Erdarten.
2. Der Sand.
3. Der Kalk.
4. Der Mergel.
5. Der Gyps.

6. Die Schwefelkohlen.“ Wie unterscheiden sich Sand, Kalk, u. s. w. von den Erdarten?

Die 7. Abtheilung ist so ziemlich ganz Thaer's und Crome's Eigenthum, nicht als wenn diese

blofs geistreich compilirt wären, sondern förmlich abgeschrieben, mit der Vorsicht öfters unten beyzusetzen, nach Thaer, Crome, ökonomische Neuigkeiten u. s. w.

S. 160, gibt der Verf. dem Mähen oder Hauen mit der Sense den Vorzug vor dem Schneiden mit der Sichel. Per quam regulam? Weil bey m Hauen mit der Sense die Frucht weniger erschüttert wird!! Damit ist die große Streitfrage entschieden, punctum.

S. 172. sagt er vom Flachs oder Lein, daß ihm fast jeder Boden und jede Gegend günstig sey. Jedoch gebe es viele Erfahrungen, daß er in Neurissen ebenfalls sehr gut gedeihe. Wir Landleute im Eisenburger Comitatz wissen, daß er in den vortrefflichen Gegenden an der Pinka, im Pinkaboden, besonders aber um Rothenthurm brav heranwachse, während er bey uns, die wir doch auch Weizenboden haben, ungeachtet aller Lockerung und sorgfältigen Düngung kaum über eine halbe Spanne hinaus will.

In dem Ueberblick der verschiedenen Wirthschafts-Systeme prophezeit er S. 180. dem österreichischen Staate Hungersnoth, wenn Koppelwirthschaft eingeführt würde, blofs einige Theile Ungerns ausgenommen. Diese Theile dürften wahrscheinlich sehr groß ausfallen? Dann folgt der Begriff der Koppelwirthschaft selbst: „Die ganze Feldfläche, heißt es, wird hier in der Regel nur zur Hälfte mit Getreide bebaut, die andere Hälfte aber wird zu Viehweiden liegen gelassen, und zu etwas, gewöhnlich unbedeutendem Futterbau benutzt.“ Schlecht unterrichtet, Herr Andre! Schlecht und unaufmerksam gelesen! Haben Dieselben nie etwas von Hollstein, Schleswig u. s. w. gehört, gelesen? Fragen Sie den Thaer, Kiesewetter u. dgl. etwas genauer in Zukunft.

S. 184. heißt es: „Jedem Landwirthe, der auf schlechtem Boden wirthschaften muß, rathe ich zur Einführung, nämlich zu einer vernünftigen Einführung der Wechselwirthschaft, nur ganz besondere Umstände müßten es verhindern.“ Wie nun, Herr Andre! Wenn wir alle österreichischen Landwirthschaften durchwandern wollten, was würden wir wohl finden? Bey dem größten Theil derselben in unsrer Monarchie würden Sie wohl selbst ganz besondere Umstände und Anstände finden, Wechselwirthschaft zu treiben. Zerstückelung der Felder, Frohn- und Zehendwesen, Huth- und Triftgerechtigkeiten und andere Servituten sind freylich ganz besondere Umstände, aber sie sind leider so ziemlich allgemein. Rec. bezweifelt nicht, daß Herr Doctor Löhner als böhmischer Gutsbesitzer sich recht wohl dabey befinde; Rec. kennet noch mehrere auch im Lande unter der Enns, denen Glück zu wünschen

ist wegen Abwesenheit der besondern Umstände; allein, solche Wirthschaften sind Raritäten; und wenn wir noch recht viele Herrschafts-Edelgüter und Junkereyen geeignet dafür finden, was sind sie gegen alle Bauernhöfe der Monarchie? Rec. glaubt, daß, wenn die höhern Landwirthe den Stein der Weisen in der Oekonomie suchen und gefunden haben, derselbe nur darum ein Glücksfund genannt werden kann, weil er für den größten Theil der Landwirthe, nicht blofs für den kleinsten, brauch- und genießbar ist. Für den Bauer müssen wir suchen; denn, wenn der glücklich wird, so sind wir und der ganze Staat glücklich!

S. 186. „führt derjenige eine freye Wirthschaft, der sich weder in der Fruchtfolge noch in der Düngung seiner Felder an eine gewisse Ordnung bindet, sondern sie jährlich nach seinem Gutdünken bebaut, je nachdem sich dieses oder jenes Feld für diese oder jene Frucht eignet.“ S. 187. „Am häufigsten fand ich diese Bewirthschaftungsart auf sehr reichem, starken Weizenboden, wo man gewöhnlich schon aus vieljähriger Erfahrung ungefähr wußte, wie lange der Boden, bey jährlicher Benützung, ohne Dünger in seiner natürlichen Fruchtbarkeit bleibt, und hiernach wurde dann bestimmt, nach wie vielen Jahren dasselbe Feld immer wieder bedüngt werden müsse. Und das geht gut.“ Armer Schwerz! Wie wenig kennt dich dieser Herr und die Wirthschaft deiner fleißigen Belgen. Man sollte berechtigt seyn zu glauben, daß Du, dessen Beschreibung der belgischen Landwirthschaft noch immer unübertroffen bleibt, und dessen Meisterhand wie keine andere ins Praktische einführt, von einem solchen, welcher schriftstellern will, nicht unstudirt bliebst! — Das wäre also die gepriesene freye Wirthschaft, den Acker so lange ohne Dünger zu benützen, als seine natürliche Fruchtbarkeit währt? Also vorher soll man die gefährliche Erfahrung wagen, wann die natürliche Fruchtbarkeit zu Ende geht? Das ist der Belgen größter Ruhm, daß sie gegen ihre Felder liberal sind wie kein anders Volk. Für jedes Bunder Ackerland, etwas mehr als 3761 □ Klafter, wird ein Stück Hornvieh gerechnet, das unvergleichlich genährt und unterhalten wird. Der Brabanter, sagt Schwerz, behandelt sein Land wie sein Pferd: er fordert von beyden eine beständige Arbeit. Dagegen füttert und besorgt er aber auch beyde in demselben Verhältnisse. Ein magers Ross und ein ausgesogenes Land sind bey ihm Wunderdinge. Der Belge ackert tief: darum hat sein Boden keiner Ruhe nöthig, indem nie die ganze Krume erschöpft wird,

Er ackert mit Sachkenntnis: dadurch richtet er

es so ein, daß sein Feld in den wenigen Stunden der Ruhe auf alle Art dem milden Einflusse der Atmosphäre ausgesetzt ist.

Er reiniget sein Feld ohne Unterlaß wie seinen Garten: dadurch hat er nicht auf einmahl den ganzen Zeitraum eines Sommers nöthig, um das Unkraut darauf zu zerstören.

Es gebricht ihm nicht an Mist, und folglich seinem Acker nicht an Muttermilch, um eine ununterbrochene Reihe von Säuglingen zu ernähren. Ein reicher Viehstapel, Stallfütterung, und wo beyde nicht zureichen, baares Geld, besorgen diese Provisionskammer.

Am Ende sagt Herr André, daß ein ausgesogener Boden gleichsam todt ist, und selbst den Dünger nicht mehr annimmt. So kläglich der Zustand ausgesogener Felder lautet, so verzweifelt ist es demungeachtet nicht, als Hr. André will. Wenn ausgesogene Felder keinen Dünger mehr annehmen, so sind sie nicht mehr zu curiren, und der Grundeigenthümer eines solchen Bodens darf also nach dem Verf. seine Wirthschaft ohne weiters derelinquiren; denn es gibt kein Kraut einer Rettung für ihn.

Wenn der Urheber einer Handlung nicht vom reinen Endzweck derselben gänzlich durchdrungen ist, und noch an der Grenze zwischen Gut und Schlecht aus Eigenliebe hin und herschwankt: so sucht er sie nicht durch die innere Stimme seines Gewissens, sondern sich selbst betäubend und überredend durch Worte zu rechtfertigen. Also auch hier; der Verf. schließt: „In der 7. Abtheilung dieses Werkchens habe ich deutlich auseinander zu setzen gesucht, worauf es in der Regel bey einer jeden Wirthschaftsführung ankömmt, wenn man den höchsten, nachhaltigen Ertrag von seinen Grundstücken ziehen will; ich schliesse nun mit dem Wunsche, daß diese meine Arbeit dem ökonomischen Publicum überhaupt, besonders aber Anfängern, die mit Ernst und Eifer dem edlen, verehrungswürdigen Geschäfte der Landwirthschaft sich widmen, — von einigem Nutzen seyn, letztern aber insbesondere als ein Rathgeber dienen möge, der ihnen die Zweifel lösen hilft, die ihnen bey dem Studium der Landwirthschaft hier und da aufstossen dürften.“ *Prosit* die Mahlzeit zu diesem Zweifellöser!

Nun folgen noch 8 Seiten einer vergleichenden Uebersicht der gebräuchlichsten deutschen Masse und Gewichte. Dann, um das Werkchen voluminöser zu machen, beynahe der 4. Theil des Ganzen mit einem literarischen Anzeiger versehen, welcher die Zeitschrift seines Vaters publicirt. An der ersten Hälfte des Umschlagpapiers kündigt uns Hr. Rudolph André sein Buch an: Die Veredlung der Schafe etc. etc. In der Ankün-

digung sagter, daß sein Werk, da Petri's Schrift nicht erschöpfend ist, um so willkommener seyn dürfte, als er mit leidenschaftlichem Eifer dieses Geschäft geleitet hat, und das vorliegende (hier nämlich recensirte) Buch die *Schärfe seines Urtheils und seine anderweitigen ökonomischen Kenntnisse* hinreichend darthut.

K**n.

Vermischte Schriften.

1. *Pamiętnik Warszawski.* Warschau bey Zawadzki und Wentzky 1815 und 1816. 8. 6—7 Bogen des Monats.
2. *Pamiętnik Lwowski.* Lemberg bey Wilde 1816. Jänner und Februar. 8. desgl.
3. *Dziennik Wilenski.* 1815 bey Zawadzki, d. i. Warschauer, Lemberger und Wilnaer Journal 1815 und 1816. 8. desgl.
4. *Pisma Rozmaite Jana Sniadeckiego Tom. I, Tom. II. w Wilnie u Zawadzkiego* 1814. d. i. Johann Sniadecki's verschiedene Schriften. Thl. I, II. Wilna bey Zawadzki 1814. 8. 357 S. und 358 S.
5. *Observations sur une dissertation présentée au Concours pour la chaire d'Eloquence à l'Université Impériale de Vilna par G. E. Grodeck.* Vilna, chez l'Auteur 1815. 8. 20 S.

Unter den ewigen Kriegen Napoleons litt die pohlische Literatur nicht weniger wie alle Aufklärung; denn der verminderte Wohlstand aller Classen der Leser erlaubte es nicht, Bücher zu kaufen. Dese wegen erschien seit 1809 kein pohlisches Journal mehr. Mit dem zurückgekehrten Frieden kam zuerst das Warschauer Journal 1815 heraus, und dies veranlaßte dies Wilnaer und sodann vielleicht das Lemberger 1816. Eine Menge guter origineller Aufsätze machen allen dreyen Ehre. Sie betreffen mehrere Details der polnischen Literatur, der Geschichte und der Jurisprudenz. Für die Unterhaltung der Lesewelt sind Uebersetzungen aus Reisebeschreibungen, Auszüge, flüchtige Poesien und andere Dinge der Art, da. Ref. begnügt sich bloß dies anzuzeigen, ohne den speciellen Inhalt eines jeden Journals anzugeben, weil dies ihn zu weit führen würde, und das meiste denn doch ohnedem davon in Deutschland bekannt ist. Von den Schriften des Hrn. Joh. Bapt. Sniadecki 1815 ist im Monath November der Wiener Lit. Zeitung schon eine Meldung geschehen: vom Leben des Kollontay und des Staatsministers Zawadowski. Das Leben des Astronomen *Poczobut* ist ebenfalls schon aus andern Lit. Zeitungen bekannt, also bleibt hier nur der 2te Theil dieser Schriften zur Anzeige übrig, der mit Hrn.

Groddek's kleiner, aber sehr gründlicher Schrift in einigen wichtigen literarischen Dingen; und mit den Wilnaer Journal zusammenhängt. Unstreitig gehört Hr. Johann Sniadecki unter die besten Schriftsteller Pohlens, und es ist für die pohlische Literatur ein großer Gewinn, daß er seine kleinen Gelegenheitschriften sammelt und in den Druck gibt. Die Abhandlung S. 229 im zweyten Theile über den eröffneten Conkurs zur Lehrkanzel der Beredsamkeit in Wilna ist eigentlich gegen Hr. Groddek gerichtet, der es für gut befand, die Nro. 5. angegebene Gegenschrift dem Publikum mitzutheilen. Wenn man beyde Schriften liest, so erfährt man so manche historische Data über den Zustand der pohlischen Literatur in Wilna, daß man sich über diesen gelehrten Streit zweyer in der Literatur so wichtigen Männer freuen kann, wenn gleich die dabey obwaltenden Persönlichkeiten jedem Leser widrig seyn müssen. Der gründliche deutsche Philolog beurtheilt des Hrn. Eusebius Slowacki sehr mittelmässiges Programm von einer ganz andern Seite, als der eben so gründliche Astronom und Mathematiker, der sich auch als guter Stilist und Redner im Pohlischen überall zeigt. Jener fürchtet alles von dem Mangel der Kunde der Quellen aller Beredsamkeit, der griechischen und lateinischen Classiker, dieser hofft von dem Genie des jungen Mannes, von dem Fleiße und dem guten Willen desselben das Beste, indem er sieht, wie er mit seinen aus der französischen Literatur geschöpften, wenn gleich oft dürftigen Mitteln doch nicht ohne Vortheil seinen Aufsatz, der als Probeschrift zum eröffneten Conkurs gelten soll, ausschmückt, und bey manchen unverzeihlichen Fehlern allerdings auch seine gute Seite hat. Dieses Programm, (denn eine solche Probeschrift heist in Wilna Programm), ist nun im Wilnaer Journal abgedruckt, wo also jeder Leser die Arbeit des Hrn. Euseb. Slowacki selbst beurtheilen kann. Rec. begnügt sich die Mängel des Programms ganz kurz nach Hrn. G. anzugeben. 1) Unkunde der Geschichte; 2) Unkunde aller classischen Philologie; 3) Unordnung der Gedanken, Diese drey Mängel zeigt Hr. G. sehr bündig. Hr. Sn. hebt dagegen als vortheilhafte Eigenschaften aus 1) die fleißigen und oft richtigen Angaben alter, zum Theil wenig bekannter pohlischer Schriftsteller, 2) treffende Bemerkungen über die Literatur Pohlens, 3) gute Stellen und Schönheiten des gedachten Programms, welche zur glücklichsten Ahnung berechtigen. Dagegen läugnet Hr. J. B. S. doch auch manche Mängel der Schrift des Hrn. L. S. nicht, z. B. neue unnütze Wörter, Schwulst u. s. w., worüber er aber den jungen Mann bekehrt zu haben versichert, so daß von

ihm die beste Hoffnung zu erwarten wäre. Leider ist nun Hr. E. S. in kurzer Zeit darauf gestorben, und Rec. zweifelt nicht, daß er die Erwartungen des Hrn. S. erfüllt hätte. Aber dieser Widerspruch des Hrn. G. scheint Hrn. S. so erbittert zu haben, daß er nun alles, was gründliche Philologie und Philosophie heisset, wie eine Todsünde hasset; daher eine Menge Ausfälle auf Kant, auf die deutsche Philologie und Philosophie, die eines und dasselbe seyn soll, in mehreren Aufsätzen des Hrn. S., die jedem Leser ganz unerklärbar scheinen müssen, wenn er nicht alle diese Schriften im Zusammenhange durchgeht. Dennoch behalten Hrn. S's. Schriften ungeachtet dieser Sonnenflecken ihren hohen Werth. Möchten aber des Hrn. G. gründliche Bemerkungen doch jeden Polen davon abhalten, ohne Kunde der Quellen einen Sophokles übersetzen zu wollen!!! wie Hr. Slowacki mit vielem Muthe, aber sehr unglücklichem Erfolge begonnen. Das Uebergewicht, welches leider die französische Literatur zum Nachtheil der klassischen Griechischen und Lateinischen bekommen hat, wird gewiß noch lange Zeit die griechischen Tragiker in Polen bloß aus der dritten Hand cursiren lassen, denn das Gute gedeiht langsam, das Schlimmere nimmt bald überhand. Die Abhandlung des Hrn. Joh. Sniadecki im Wiln. Journal über die pohlische Sprache Nro. 2. S. 7—101 verdient von allen pohlischen Literatoren beherzigt zu werden.

Mit Recht eifert Hr. J. S. gegen die herrschende Mode in Pohlen, die uralte pohlische Sprache sich als neu zu denken und den Reichtum derselben für Armuth auszugeben, wenn man sie nicht versteht, sodann baroke neue Wörter zu erfinden, welche dem Genie der Sprache Gewalt anthun. Es ist dieser Aufsatz des Hrn. J. S. einer der vorzüglichsten.

In Lithauen sind es Provincialismen, in Pohlen selbst oft unnütze und schlechte Uebersetzungen deutscher und französischer Wörter, welche den slawonischen Genie der polnischen Sprache beeinträchtigen. S. 11. spricht Hr. J. S. gegen die Bücher, welche eine neue Orthographie ganz unnützerweise einführen wollen, sodann gegen andere, welche gräcisiren, und endlich gegen solche, welche einen Haufen Schul-Wörter gegen alle grammaticalische Regeln einführen, und als eine Wissenschaft angeben, welche schon Bakon (Franciscus Baco de Verulamio) als die Höhlen der Finsternifs und des Irrthums angezeigt hat. Zuletzt bekommen noch die Bücher ihren verdienten Tadel, welche die alten pohlischen Wörter verunstalten oder neue baroke Wörter bilden. Hr. J. S. zeigt sodann, wie in Italien, Frankreich und England sich die Prosa gebildet; behauptet,

hierauf, daß es besser ist fremde ausländische Wörter zu dulden, als schlechte Wörter zu erfinden. Doch muß man auch hier Maafs und Ziel beobachten, nicht aber, wie die französisch-pohlische Grammatik in Polotzk 1810 gethan, alles latinisiren; denn sonst würde man in die alten Makaronismen unter Johann Casimir V. und Sobieski verfallen. S. 15. Man muß auch Archaismen vermeiden. Am rathsamsten sey es dem Albert Kopezynski zu folgen. Lemberg sey sonst die Quelle der reinsten pohlischen Sprache gewesen, so lange diese Stadt sich nicht germanisirt habe (znieuczal) (Rec. zweifelt daran). Am Ende dieser schönen Abhandlung hat Hr. J. S. einen Anhang von guten Ausdrücken aus Peter Skarga's Reden beygefügt, der allen Beyfall verdient. Es sey Rec. vergönnt einige kleine Bemerkungen dazu beyzufügen. Was die Bücher betrifft, welche gräcisiren, so weiß Rec. in der ganzen pohlischen Literatur keine andern Werke der Art, als etwa die Werke des Hrn. Hyacinth Przybylski; und auch von diesen kann man das nicht so ganz, wie etwa von den Vofsischen Uebersetzungen im Deutschen behaupten; denn wenn auch H. H. P. über 45000 Verse des Homer und Q. Calaber buchstäblich und wörtlich nach dem Griechischen in Reimen übersetzt zu haben vorgibt, so ist das eigentlich nur halb wahr. Als guter Hellenist trifft er den Sinn manchemal recht schön, da er leider aber durchaus den Altvater Homer in seine Alexandriner zwingt und sich wie der mystische Jun. Kerroth, oder der alles umschaffende Philipp von Zesen eine neue Uebersetzungssprache ohne Geschmack bilden will, so muß seine ganze Unternehmung scheitern. Dennoch geben seine Versuche, so wie des Philipp von Zesen Verirrungen, oft einen wahren Gewinn für die pohlische Sprache; denn so unglücklich H. H. P. in seiner Erfindung der Adjectiven auf ebny, *lat. ilis*, nieukojebne zale, czytebny, und in andern z. B. czytny u. s. w. ist, so hat er doch auch manche gute Wörter gebildet, die schon längst recipirt sind z. B. popiersie, welches er, dünkt uns, in seinen Uebersetzungen des Milton zuerst gewagt. Seine Uebersetzung von Sanders Naturgeschichte, einige Originalarbeiten zeigten auch, daß er ein Mann von Kopf ist, und selbst in seiner Excentricität sieht man unlängbare Spuren des Genies. Da nun sonst niemand und selbst auch Hr. H. P. durch Gräcismen nicht sündigt, so, dünkt uns, hätte H. J. S. entweder H. H. P. wegen seiner angeblichen Gräcismen nennen oder vielmehr diese Rubrik ganz auslassen, und statt Gräcismen besser gegen die Latinismen, Gallicismen, und Germanismen, wie Adam Dantiscus gethan, ein paar kräftige Worte sagen sollen. Nur so lange unter Sigmund August auch

die griechische Literatur in Pohlen nicht fremd war, so lange 1584 Kochanowski an der Quelle aus Griechen schöpfte, Cromer in der griechischen Literatur wie im Latein zu Hause war, unseres nachherigen Kaisers Ferdinands I. Gesandter Joh. Lange in Krakau griechisch begrüßt ward, und griechisch antwortete (Janociana I. p. 153. A. 1553.), nur so lange blühte in Pohlen der gute Geschmack, bis die Väter der Gesellschaft Jesu, den Alvarez in der Hand, die griechischen und lateinischen Classiker verbannten; und dennoch lehrten sie Griechisch nach Gretsers Grammatik, aber es war ihnen wohl kein Ernst damit! Die Erziehungscommission vergaß über der Mathematik ganz das Griechische, und die Folge davon war, daß man alles aus dem Französischen schöpfte. Nur den Basilianern überliefs man das Griechische und bald zeigten sich in diesem Orden Männer, die noch jetzt der Wilnaer Universität Ehre machen. Rec. glaubt nicht, was er in einer barocken Schrift eines gewissen W. P. M. W. B. gelesen: Odpowiedz na rageszczone między ludzmi Pytanie, co sie dzis dzieie etc. 1813. Antwort auf die unter den Menschen häufig gang und gäbe gewordene Frage: was geschieht heute unter der Sonne und wo will es damit hinaus? In dieser Schrift, worin die Ankunft des leidigen Antichrists auf das Schöpfungsjahr 6000, die Bekehrung der Juden nach der Besiegung desselben, die Möglichkeit, daß der böse Feind, der Satanas, als Incubus und Succubus Kinder mit den Töchtern der Erdensöhne erzeugen könne, und andere Dinge der Art mehr in einem erbärmlichen Stile vorgetragen werden, dort heißt es ausdrücklich S. 126: Die Erziehungscommission (1780—1783) habe das Latein in Pohlen ganz abschaffen wollen: nur auf die Vorstellung zweyer gelehrten Bischöfe sey es unter der Erziehungs-Direktion wieder eingeführt worden! Ref. hält diese Anekdote für eine Erdichtung des unbefragten Antwortgebers. Aber doch ist es wahr, daß alle classische lateinische Literatur von 1783—1795 in Pohlen vernachlässigt worden; daher kam es denn, daß die Schüler der Piaristen gewöhnlich noch etwas mehr Latein konnten, als die Schüler der sogenannten akademischen Schulen. Man weiß auch in dieser ganzen Periode auch nicht ein einziges philologisches Werk, was in Pohlen erschienen wäre! Ein Cornelius Nepos in Berdyczow ohne Jahrzahl, ein anderer in Warschau ohne alle Noten sind nicht zu rechnen! — Diefs war doch zur Zeit des goldenen Alters der pohlischen Literatur anders. Mit den zamoscischen Drucken bey Martin Lenski, mit Adam Bursius, Simon Simonides in den ersten Jahrzehenden des XVII. Jahrhunderts scheint alle Liebe für griechische Philologie in

Pohlen erloschen zu seyn, bis sie wieder unter Groddeck in Wilna, und anderwärts nach den österreichischen und preussischen Schuleinrichtungen und durch die Vorsorge der Erziehungsdirektion unter Stan. Potocki bey dem Lyceum in Warschau u. s. w. erwacht ist. Es ist und bleibt aber ausgemacht: dafs nur diejenigen gut schreiben können, denen entweder die Natur ein besonderes Genie dazu gegeben oder welche durch Gracia's und Latiums alte und ewige Muster des Geschmacks gebildet worden sind. Dem Hrn. J. S. hat sowohl die Natur als auch das Vorbild Latiums den schönsten Stil in Prosa gegeben, Rec. kennt von ihm mehrere gute latein. Reden und schliest daraus, dafs er auch mit dem Griechischen vertraut seyn müsse. Diefs hat gewifs mehr, als alle Mathematik seinen Stil gebildet. Euclides und Archimedes werden niemahls Muster des Stils seyn können, so wenig ein Rechenmeister, ja sogar ein Euler selbst die geringste harmonische Musik allein durch Zahlen herauszubringen im Stande seyn könnte! — Wenn also ein guter Stil in Pohlen wieder herrschend werden soll, so mufs durchaus die classische Literatur emporggebracht werden. Der französisch-lateinisch-deutsche *After-Jargon* wird mit allen Versuchen à la Philipp von Zesen von selbst dahin schwinden; denn der gute Geschmack, der durch die richtige Nachahmung der Alten und das Originalgenie der pohlischen Sprache genährt werden wird, wird die falsche Richtung des Geistes nach den Mustern des unslavonischen Französischen nicht dulden. Die Journale können durch freymüthige Kritik nach deutscher Sitte mächtig dazu beytragen und den schwülstigen pohlischen Panegyricismus auf ewig verbannen. Auch wird es nöthig seyn, dafs man das Studium des Altslavonischen mit mehr Eifer treibe und solcher vagen Hypothesen, wie z. B. diese: dafs ehemals von der Elbe bis an den Dnieper, von den Karpaten bis an die Ostsee pohlisch gesprochen worden, kein Gehör gebe. S. 7. Slavonisch konnte es seyn in verschiedenen Dialekten wohl, aber nicht eigentlich Pohlisch. Denn zugegeben, dafs die Luticier und Pomeraner pohlischen Stammes an der Ostsee pohlisch gesprochen haben, so kann man doch die Syrben, Obotriten u. s. w. durchaus eben so wenig zu den Böhmen, als zu den Pohlen rechnen, und wo hat man dennoch ausser einzelnen Wörtern etwas von den Obotriten übrig? Die Polabier könnten ihres Rhinesmus wegen hypothetisch zu den Pohlen allenfalls noch gerechnet werden, aber wo ist denn die Gewifsheit davon, dafs sie mit den Pohlen genetisch ein Volk gewesen? Vom

Bug bis an den Dnieper sprach das Volk bekanntlich immer den rothrussischen, und andre Dialekte. Nur der Adel, und in den Städten, und in den Colonien der Pohlen sprach man wirklich pohlisch. Hr. J. S. scheint aber auf die Nothwendigkeit des alten Slawismus gar nicht einmahl recht einzudringen, da er immer Slawianski Narody statt Slowianskie schreibt, und auch niemahls von dem Bedürfnifs der Kenntnifs der alten Muttersprache oder der nächsten Verwandten der Muttersprache d. i. der slawonischen Kirchensprache, das geringste Wort sagt. Diese kleinen Bemerkungen bittet Rec. als den Tribut der Hochachtung einzusehen, dem er einem der besten Schriftsteller Pohlens zollt. Sehr wichtig für die Sprachkunde Pohlens sind die Nachrichten von des Cardinals Hosius und seiner Zeitgenossen Briefen im Wiln. Journal. Albertrandi hat diese Briefe copirt und sie sind nun ein Eigenthum der Universitätsbibliothek zu Wilna. Aromatarius ist wohl S. 120. N. 8. kein Parfumeur sondern ein Gewürzhändler, Materialist aus Warschau. Gegen den Zweifel, ob Olaus Magnus in Wieliczka hat das Salzsieden bemerken und in Schweden einführen können, dient zur Nachricht, dafs in Wieliczka allerdings eine Salzsiederey ehemals gewesen, dafs sie auf der nähmlichen Stelle sich befunden, wo sie jetzt wieder erbaut worden. Auf Martin Germans Karten von Wieliczka 1645 ist diese Salzsiederey (Karbaria) abgebildet und sie soll erst um das Jahr 1716—1727 eingegangen seyn. Die Regierung findet es jetzt überflüssig Salz in Wieliczka zu finden, da sie an andern Orten Galziens eine Menge Salzkokturen besitzt, welchen diese neue Coktur schaden könnte. — Im Lemberger-Journale ist unstreitig Joh. Alnpech's, eines Deutschen, Beschreibung von Lemberg unter Sigmunds III. Regierung zu Ende des XVII. Jahrhunderts das merkwürdigste historische Stück, welches die pohlische Literatur liefert. Das Original ist Latein und wie es scheint in Versen. Hr. Graf Jos. v. Bönkowski hat es hier in einer schönen Prose mit Anmerkungen geliefert, welche für die Kenner der Literatur sehr schätzbar sind. Lemberg ist 1270 von Fürst Leo erbaut und meistens mit Armeniern besetzt worden. Als es Casimir der Grosse eroberte, so siedelte er Deutsche an, welche nicht blofs die Stadt, sondern auch die umliegende Gegend bevölkerten. Es ist diefs ein Beytrag zu der Wahrheit, dafs der pohlische Bürgerstand überall deutschen Ursprungs ist. So zu Posen, so zu Krakau, so selbst in dem neuern und spätern Warschau. —